

**II. 46.**

## **Philipp Riedinger**

**Waldkirch**

### **Volkssturm und zwei Jahre Gefangenschaft in Frankreich**

*Philipp Riedinger schildert die letzten Kriegstage im April 1945, als er als Volkssturmmann am Kaiserstuhl und in Kenzingen eingesetzt wurde und in Bleibach dann nach einem Gefecht mit den französischen Truppen gefangen genommen wurde. Mit etlichen anderen Soldaten wird er nach Offenburg in eine schwer beschädigte Kaserne gebracht, wo er mit etwa 2000 deutschen Soldaten etwa eine Woche hungrig und frierend verbrachte. Dann geht es in Dreierreihen über den Rhein und durch Straßburgs Straßen. In offenen Güterwagen werden die Gefangenen nach Frankreich gebracht – er kommt in ein Lager in Langres östlich von Paris. Hier muss er zwei Jahre aushalten, bei wenig und schlechtem Essen und harter Arbeit. Viele seiner Kameraden, darunter auch etliche Kollegen aus seiner Freiburger Firma „Rhodiaceta“ kommen dabei um.*

#### **Die letzten Tage als Volkssturmmann**

##### **Kriegserinnerungen an meine Gefangennahme am 20. April 1945**

*(erster Teil wurde bereits einmal veröffentlicht im „Freiburger Almanach“ im Jahr 1975)*

*Der Autor dieses Berichtes ist kein Schriftsteller und hat auch diese Zeilen nicht zur Veröffentlichung; geschrieben. Herr Riedinger hat vielmehr die Erlebnisse der letzten Kriegstage und seiner zweijährigen Gefangenschaft für sich und seine Kinder in einer Art Tagebuch aufgezeichnet und seine Notizen trotz aller Kontrollen wieder nach Hause mitbringen können. Durch Zufall geriet die Redaktion des „Freiburger Almanach“ an diese Unterlagen, die gerade in ihrer unpräzisen Darstellung den ganzen Widersinn der damaligen Volkssturm-Aktivitäten in Erinnerung ruft.*

Als ich an Ostern 1945 (1. und 2. April) bei meiner Familie in Waldkirch war, die sich wegen der häufigen Fliegerangriffe seit dem Bombenangriff auf Freiburg am 27. November 1944 dort befand, ahnte ich nicht, daß ich sie für längere Zeit zum letzten Mal sehen würde. Wohl ahnte ich durch die zugespitzte militärische Lage, daß ich bald noch einmal zum Militärdienst eingezogen würde (das vierte Mal in diesem Kriege), aber nicht, daß es schon am nächsten Tage, dem 3. April 1945, der Fall sein würde.

Mein kleines Töchterchen Anita, ein Jahr und drei Monate alt, umarmte mich beim Abschied und gab mir einen Kuß. Am 3. April, abends, erhielt ich von der NSDAP, Ortsgruppe am Brühl, durch Frau Sch. den mündlichen Befehl, mich am 4. April, morgens, in Zähringen zu stellen. Die Bemühungen meiner Firma um Freistellung wurden vom Kreiswirtschaftsführer anerkannt, die Truppe hat jedoch die Freigabe in Anbetracht des Vormarsches der Feinde abgelehnt. Am 4., 5. und 6. April wurden wir

zuerst in der Schule in Zähringen, dann im Pionierpark untergebracht und mit verschiedenen Waffen notdürftig vertraut gemacht, alles noch in Zivil. Auf dem Flugplatz hatten wir Schießübungen.

Am 6. April 1945 wurden wir nachts auf Autos verfrachtet und nach Bahlingen a. K. befördert. Ich kam ins Quartier bei Frau Marie Adler, Hauptstraße, wo ich sehr freundlich aufgenommen wurde. In Bahlingen wurde die Ausbildung an weiteren Waffen, verschiedenen MG, Granatwerfer, Panzerfaust usw. fortgesetzt. Am 13. April rückte das Bataillon bereits in die Bunker am Rhein bei Sasbach ab. Die Stellung bezogen wir in der Nacht bei starkem Regen, und wir waren froh, als wir an Ort und Stelle waren. Ich kam mit sechs Mann in einen kleinen Bunker am Bergabhang, etwa 100 Meter vom Rhein entfernt und mußte sofort am Rhein auf Posten ziehen.

Die Soldaten, die wir ablösten, sagten uns, daß die Franzosen täglich mit Granatwerfern über den Rhein herüberschießen und das Gelände abstreifen. Bereits am 14. April machten wir mit ihren Grüßen nähere Bekanntschaft. Es war immer eine Serie von Granaten, die in kurzer Reihenfolge zu uns herüberkam. Viele gingen über unseren Bunker hinweg in Richtung auf die über uns am Berg liegenden Bunker und Stellungen unserer Kompanie.

Wir machten uns mit dem bekannten Rauschen in der Luft vertraut und hielten uns meistens außerhalb des Bunkers auf. Vom Bunker aus zog sich entlang des Rheins nach unten zur Straße ein leichter Graben, den wir im Ernstfall zu besetzen hatten. Ich war mit einer Panzerfaust ausgestattet und sollte von hier aus feindliche Panzer, die den Weg entlang zogen, abschießen. Am Bunkerausgang hatten wir einen kleinen Tisch aufgestellt, darauf einen großen Strauß Maiglöckchen gestellt und ein mächtiges Gebinde Flieder, den die Essenholer aus den Gärten in Sasbach mitgebracht hatten. In Sasbach waren nur noch wenige Menschen, der ganze Ort war evakuiert.

Nur wenn das Rauschen der Granaten nahe über unsere Köpfe hinwegging, duckten wir uns oder rannten schnell die Bunkertreppe hinunter. Es kam wieder eine Granate angefliegen, die man kaum hörte. Ich stand gerade auf der Bunkertreppe und hatte blitzschnell das Gefühl, die ist gefährlich. Ich bückte mich, und schon krachte es direkt beim Bunker. Ein ganzer Ballast Erde und Strauchwerk kam aus kaum fünf Meter Entfernung hinter dem Bunker auf und über uns geflogen. Die Granate hatte einen Haselnußstock herausgerissen. Wir atmeten wieder leichter. Wehe, wenn sie nur wenige Meter kürzer gegangen wäre, es wäre ein Volltreffer an unserem Bunkereingang gewesen. Von unserer Seite wurde das Granatfeuer nicht erwidert.

Zu Essen hatten wir genug, auch gab es genügend Kommisbrot. Das Essen mußte abwechslungsweise eine Stunde weit in Sasbach, wo die Feldküche stand, geholt werden. Es war gefährlich, da wir an verschiedenen Stellen eingesehen wurden, und wir waren froh, wenn wir wieder beim Bunker waren. Am 17. April, nachts, war ich viereinhalb Stunden beim Beobachtungsstand, acht Meter vom Rhein entfernt, auf Wache. Da stündlich zu erwarten war, daß wir über den Rhein her angegriffen werden, war äußerste Wachsamkeit notwendig. Von der Nachbargruppe wurden in dieser

Nacht deshalb viele MG-Feuerstöße über den Rhein geschickt, doch es ereignete sich in dieser Nacht weiter nichts.

Der Feind rückte immer näher den rechtsseitigen Rhein herauf, und ein Zusammentreffen mußte auch bei uns in den nächsten Tagen eintreten. Im Hinblick darauf sagte ich zu unserem Kompanieführer K. am Morgen des 18. April, es wäre doch schade um die eisernen Rationen, die kistenweise in jedem Bunker lagen (Konservenbüchsen und Sprudelflaschen), wenn sie dem Feind in die Hände fielen. Ich frug ihn, ob wir uns nicht daranmachen dürften. Er lehnte dies ab, sagte aber zu, er wolle dies bei der Bataillonsbesprechung am Nachmittag zur Sprache bringen. Gegen Abend sprach er dann wieder in unserem Bunker vor und sagte, der Bataillonsführer habe es nicht erlaubt. Die eisernen Rationen dürften erst im äußersten Notfall angegriffen werden, dann gebe er Bescheid.

Die ganze Stellung war nur vom Volkssturm verteidigt. Militär sah man in der ganzen Gegend nicht, es war schon überall zurückgezogen, und so war die Lage für uns als recht zweifelhaft anzusehen. Am 18. April, nachmittags, flog wieder eine Schar feindlicher Flugzeuge über uns hinweg. Sie fingen plötzlich an zu schießen. Es waren hauptsächlich Brandgeschosse, die sie in das Gelände und die umliegenden Ortschaften Bahlingen, Oberhausen, Niederhausen und andere hineinfuerten.

Kamerad Wilhelm Roth von der Rhodiaceta wurde unterwegs getroffen. Er erhielt einen Schulterschuß und Beinschuß und wurde dadurch sehr schwer verwundet. In derselben Nacht um 12 Uhr kam der Befehl zum Packen und Abrücken. Ohne Ablösung mußten die Bunker verlassen werden. Zuerst mußten wir einen Teil der eisernen Rationen sowie Waffen und Munition nach Sasbach schleppen, wo die Sachen in die Feldküchen und Munitionswagen verstaut wurden. Nachdem wir den weiten Weg wieder zurückmarschiert waren, mußten wir sofort unsere Bündel packen und hatten kaum Zeit, etwas von den zurückgelassenen Resten zu essen und zu trinken. Schon hieß es antreten zum Abmarschieren. .

Es war ein weiter Weg, den wir mit dem schweren Gepäck jetzt machten. Ich hatte mir natürlich von den Konservenbüchsen noch eingepackt, was ich nur tragen konnte. Es ging durch Sasbach, Oberhausen, an Niederhausen vorbei in Richtung Kenzingen. Aus sämtlichen Ortschaften stiegen Rauchsäulen empor von der Beschießung am Nachmittag vorher, und es war ein schauerlicher Anblick in der Nacht. Zum Löschen war kaum jemand da. Wir marschierten die Nacht hindurch. Am frühen Morgen zogen wir der Elz entlang und überschritten sie kurz vor Kenzingen. Die Brücke wurde gerade mit Sprengmunition geladen, als wir sie passierten.

Bald zeigten sich wieder die Aufklärungsflieger und die Jabos. Wir zogen weit auseinander in aufgelösten Reihen am Straßenrand entlang und mußten uns jedesmal irgendwo verkriechen, wenn die Flieger nahe waren. Sobald sie weiter fort waren, ging auch unser Marsch weiter. Wir waren nunmehr ganz nahe bei Kenzingen, da kamen wieder einige Jabos und beschossen Kenzingen. Wir hatten nochmals in einem kleinen Wäldchen gegen Sicht Deckung genommen, und als wir bald darauf

in Kenzingen einzogen, da brannten noch verschiedene Häuser und die Feuerwehr löschte, so gut sie konnte.

Wir hatten zwei Nächte nicht geschlafen und waren sehr müde. Auch hier konnten wir nicht schlafen, weil es ziemlich lebhaft und kalt war. Kaum waren wir im Ort, als schon wieder Flieger über Kenzingen zogen. Wir mußten in die Häuser und Deckung nehmen. Im Keller einer Wirtschaft trafen wir Kamerad R., der auf einer Tragbahre lag und bis dahin noch keine richtige ärztliche Behandlung erfahren hatte. Unser Bataillonsarzt hatte nicht die erforderlichen Verbandsmittel. Wehe, wenn Schlimmeres passiert wäre.

Nach kurzem Aufenthalt mußten wir wieder aus Kenzingen hinaus. Kamerad S. stieß hier auch wieder zur Kompanie. Er war wegen Krankheit seiner Frau kurz beurlaubt. Wäre er doch zu Hause geblieben, er hätte sich zwei Jahre Gefangenschaft erspart.

Unsere Kompanie machte etwa 500 Meter außerhalb Kenzingens Rast in einem Hohlweg. Dort haben wir aus der Feldküche gegessen und uns anschließend am Wegrand etwas ausgeruht. Wir waren schon wieder sorglos und dachten nicht an die nahende Gefahr. Bald jedoch kam unser Kompanieführer Kr. und teilte die Kompanie ein. Wir wurden ganz in der Nähe in Stellung eingewiesen. Mein Zug mußte die Straße, die aus Kenzingen herauszog, sichern, und wir haben am Fuße eines Rebberges Stellung bezogen.

Auf einer kleinen Wiesenfläche war ein etwa zehn Meter langer niederer Schützengraben. Hier hinein ging die erste Gruppe. Vor uns lag die Straße. Ich war in der zweiten Gruppe, die nach einer Stunde die erste Gruppe ablösen sollte. Niemand wußte, was eigentlich los war und wie weit der Feind noch entfernt war. Plötzlich hörten wir hinter dem Berg Granatfeuer. Feindliche Panzer zogen in Kenzingen ein. Nicht lange, und ich sah von meinem Platz aus einige Männer mit dem Fahrrad aus Kenzingen herausfahren. Sie stiegen ab und stellten sich hinter Bäume. Ich wußte gleich, daß es der Feind war, der beobachtete, und meldete es dem Zugführer, der aber darauf nichts unternahm. Die feindlichen Melder hatten anscheinend genug gesehen und zogen sich wieder in den Ort zurück.

Es ging nicht lange, und schon kam von irgendwoher aus dem Ortsrande eine Serie Sprenggranaten geflogen, die das ganze Berggelände bestreuten. Es war gerade um die Zeit der Ablösung. Ich kroch unter das Gebüsch am Rande des Hügels und so die ganze Gruppe, da wir ja nicht in die Erde konnten. Es prasselte im Gebüsch von Splintern, der ganze Berg lag im Rauch von krepierenden Geschossen. Da kam Kamerad S. zu mir gekrochen. Die erste Gruppe war anscheinend aus ihrem Graben herausgegangen. Wir blieben beisammen. Nach etwa 50 Schuß hörte das Feuer auf, und wir zogen uns nach dem Hohlweg zurück. Nach einiger Zeit sahen wir vom Berg herunter eine Reihe Volkssturmmänner kommen, die sich nach rückwärts verzogen.

Auf der gegenüberliegenden Berghöhe war der Bataillonsführer K. mit den Kompanieführern versammelt. Sie konnten von dort aus gut nach Kenzingen hineinsehen. Ich bekam den Auftrag, dorthin zu eilen und zu melden, daß sich die dritte Kompanie von der Berghöhe zurückgezogen

habe. Das war nicht leicht. Ich mußte ständig über vom Feind eingesehenes Gelände den Weg suchen. Dabei kam ich an vielen Einschlagstellen vorbei.

Es war später Nachmittag geworden. Als ich die Offiziere fand, meldete ich ihnen den Vorgang. Sie waren natürlich über den Rückzug der dritten Kompanie erstaunt, den sie ohne Befehl angetreten hatte. Der Bataillonsführer fragte mich, ob unser Zug die aufgegebene Stellung der dritten Kompanie besetzen könnte, eine Frage, die militärisches Können sehr vermissen ließ. Ich sagte ihm, dafür sei ich nicht zuständig. Unser Kompanieführer Kr. wehrte sich dagegen, weil unsere Kompanie ohnedies in vorderster Stellung lag und einen großen Abschnitt zu verteidigen hätte. Ich bekam schließlich für unseren Zug den Auftrag, bis auf weiteres in unserer Stellung zu bleiben, und machte mich wieder auf den Rückweg, schweißgebadet. In der Talmulde traf ich unsere Feldküche, die das Abendessen fertig zum Ausgeben hatte. Ich ließ mir einige Löffel Suppe geben und fing an zu essen. Da krachte es wieder.

Diesmal war es unsere eigene Artillerie, die rückwärts hinter dem Berge lag. Die Einschläge lagen wieder in unserem Kompaniebereich, etwa hundert Meter entfernt. Es war zu kurz geschossen und galt dem Feind.

Ich suchte meinen Zug, da kam von Kenzingen her eine ältere Frau mir entgegen. Als sie mich sah, hat sie mich wohl ein dutzend Mal händeringend gebeten, ich soll keinen Schritt weitergehen, denn ganz in der Nähe wimmele es von französischen Soldaten, denen ich in die Hände fallen müsse. Es seien auch viele Soldaten außerhalb des Ortes. Mein Pflichtgefühl zwang mich aber, doch zu meinen Kameraden zurückzukehren. Äußerst beängstigt und kopfschüttelnd ging die Frau schließlich weiter.

Ich mußte wieder über das eingesehene Gelände und war mir später bewußt, daß es die Franzosen nicht auf den einzelnen Mann abgesehen hatten, denn es fiel kein Schuß. Nach etwa 50 Metern, die ich noch weiterging, sah ich die Kameraden meines Zuges den steilen Rebhügel herabrutschen. Nachdem sie durch die Beschießung der eigenen Artillerie schwer gefährdet worden waren, zogen auch sie sich ohne Befehl aus der Stellung zurück. Meinen schweren Rucksack schlepten der Zugführer und noch ein Kamerad zwischen sich mit. Ich freute mich, mein Gepäck wieder zu haben. Kamerad S. hatte ein Fahrrad bei sich, mit dem er von Freiburg wieder zur Kompanie gefahren war.

Ich führte den Zug über das Tal den gegenüberliegenden Hügel hoch zum Bataillonsstab, der nunmehr mit unserem Rückzug ebenfalls einverstanden war. Meines Erachtens war dies auch das klügste, denn wäre nur ein Panzer aus dem wenige hundert Meter entfernten Kenzingen herausgefahren, wären wir alle schon hier in Gefangenschaft geraten. Kamerad S. schwitzte unheimlich, da er sein Fahrrad den weglosen Hügel hinaufschieben mußte.

Inzwischen war es dunkel geworden. Die übrigen Züge wurden auch auf die Höhe zurückgezogen, wo sich die Kompanie in einer Wegmulde lagerte. Wer etwas zu essen hatte, der konnte dies hier tun. Ich habe dort meine Fettbüchse mit Butter verloren. Es war sehr kühl, schlafen konnten wir wieder nicht. Nach einigen Stunden Ruhe wurde der Aufbruch befohlen. Wir sollten uns auf eine rückwärts liegende

Höhe zurückziehen, etwa zwei Stunden Wegs, und da ich den Weg kannte, führte ich die Kompanie in der Nacht über Rebäcker nach der Talstraße hinunter.

Es mußte alles leise vor sich gehen, denn der Feind war ganz in der Nähe und konnte überall seine Vorposten haben. Es ging aber ohne Zwischenfall das Tal weiter zurück und auf einem Waldweg den Berg hinauf. Wir waren alle todmüde und schleppten mit viel Mühe unser Gepäck den Berg hinauf. Nur einmal machten wir kurze Rast. Durch die Schwere meines Gepäcks und die Unebenheit des Weges habe ich meinen linken Fuß mehrere Mal übertreten. Das Weiterkommen machte mir dadurch große Mühe und Schmerzen.

Auf der Berghöhe angekommen, fanden wir die Feldküche dort vor. Es war wohl schon gegen 1 Uhr in der Nacht. Wir bekamen nun einen Kochgeschirrdeckel voll warmes Essen und aßen am Wegrand. Wir hatten geschwitzt; der kühle Wind strich über die Berghöhe.

Nach dem Essen kam der Befehl von Bataillonsführer K., der sich bereits in dem Ort Bombach häuslich niedergelassen hatte, daß sich das Bataillon sofort wieder in die alten Stellungen zurückzugeben habe. Darüber war große Aufregung. Ein Teil der Kompanie befand sich bereits auf dem Marsch den entgegengesetzten Bergabhang hinunter in das Heimbacher Tal. Die Kompanieführer widersetzten sich dem Befehl, der dann auch, wie Hauptmann Kr. uns sagte, für diese Nacht zurückgenommen wurde.

Wir bezogen darauf für den Rest der Nacht in dem nahe gelegenen Ort Bombach Quartier und wurden in einige Scheunen verwiesen. Auf dem Wege dahin übertrat ich meinen bereits schwachen Fuß erneut und konnte mich kaum vom Boden wieder erheben und fortbewegen. Es schlug mich auf den Boden, und ich konnte meinen Rucksack nicht mehr tragen und blieb hinter der Kompanie zurück. Hier überkam mich erstmals der Gedanke, zurückzubleiben und mich angesichts der verlorenen Sache in die Büsche zu hauen, um mich zu meiner Familie nach Waldkirch durchzuschlagen.

Auf dem restlichen Weg bis Bombach trug mir unser Sanitätsfeldwebel X., ein Mann von etwa 55 Jahren, der als letzter in unserer Kompanie marschierte und noch einige Fußkranke bei sich hatte, meinen Tornister. Er ließ sich unter keinen Umständen von mir abweisen. Keiner von uns hatte die Ahnung, daß dieser Mann den angebrochenen Tag nicht überleben würde. Den Rest der Nacht verbrachten wir in den Scheunen. Mancher schlief sofort im Stroh ein. Ich kam wegen der Schmerzen im Fußgelenk und weil ich zu spät ankam und einen schlechten Ruheplatz hatte, wieder kaum zum Schlafen.

Mein Fuß hatte sich aber bis zum Morgen merklich gebessert, so daß ich mit weniger Schmerzen darauf stehen konnte. In der Frühe gab es warmen Kaffee, der ausgezeichnet schmeckte. Wir reinigten Gesicht und Kleider, so gut es ging, und fanden auch bald heraus, daß es in der gegenüberliegenden Wirtschaft ein Viertele Rotwein gab. Die Gelegenheit haben wir nicht vorübergehen lassen. Zu einem zweiten Viertel, das wir von der gutmütigen Wirtin bestimmt bekommen hätten, blieb uns indes keine Zeit mehr übrig. Wir mußten uns zum Antreten fertig machen,

weil gemeldet wurde, feindliche Panzer seien im Anrollen. Anschließend an die Häuser von Bombach liegt ein kleiner terrassenförmiger Berghügel, den unsere Kompanie hinaufkletterte. Es war wiederum Wiesengelände ohne lede Deckung.

Hier mußten wir erneut Stellung beziehen. Anscheinend vermutete man, daß der Feind uns nachrücke und sich bald bemerkbar mache. Der Kompanieführer teilte der Mannschaft ihre Plätze zu. Ich lag mit einigen Kameraden am unteren Teil des Hügel zwischen zwei Maschinengewehren. Der Rest verzog sich unwillkürlich mehr nach oben. Ich wußte wohl warum, denn über den Hügel hinweg konnte man leichter verschwinden, wenn die Lage brenzlich würde, und suchte mir ebenfalls einen etwas günstigeren Liegeplatz. Die wenigen Kameraden, die noch bei mir waren, hatten sich inzwischen auch zum Teil verzogen.

Ich richtete mich auf und setzte mich in Richtung nach der Höhe, die dem zu erwartenden Feind gegenüberlag, in Bewegung. Der Kompanieführer sah dies. Da er in die Kompanie keine Ordnung hineinbringen konnte, war er anscheinend sehr nervös. Er eilte auf mich zu und brüllte mich an, er werde mich erschießen, wenn ich nicht liegen bliebe. So bin ich auf meinem Platz geblieben, der vollkommen ohne Deckung gegen Beschuß war, und wartete auf die Ereignisse, die da kommen sollten.

Ich war mir bewußt, daß dies alles mit einer ordentlichen Kriegsführung nichts mehr zu tun hatte. Die Einheit sollte auf eigene Faust Krieg führen. Irgendeine Verbindung mit einer Nachbargruppe „Irgendwo“ bestand nicht, ich glaube nicht einmal mit unseren anderen Kompanien. Von Militär weit und breit keine Spur. Wir hatten nur zwei oder drei MG mit, nur wenig Munition, was eben die Schützen gerade bei sich trugen. Der Waffen- und Munitionswagen befand sich noch in Kenzingen und ist schon am Tag vorher dem Feind bei seinem Einzug in die Hände gefallen. Wieso, konnte ich mir nicht erklären. Er müßte doch die Möglichkeit gehabt haben, noch vor dem Einrücken des Feindes rechtzeitig auszufahren. Die Panzerfäuste waren ebenfalls auf dem Wagen verstaut.

Auf meinem Liegeplatz hatte ich genügend Zeit, darüber nachzudenken, was man mit uns doch vorhatte und wofür wir gut waren. War es die Schuld unserer Führer, die das Gelände nicht richtig beurteilen konnten, war es das Wissen als alter Soldat, daß man mit unseren Schießgewehren gegen Panzer nichts ausrichten kann, oder war es das bestimmte Gefühl, daß über kurz oder lang sowieso alles verloren ist, kurz und gut, ich war in diesem Moment sehr gedrückter Stimmung und ich war mir dessen bewußt, daß wir alten Volksstürmer noch gut genug waren, um uns irgendwo verrecken zu lassen. Einige Male vorher und auch jetzt wieder flog ein Beobachtungsflyer - Storch - ganz langsam über den Ort. Einige Kameraden waren bereits im Ort unvorsichtig und haben sich nicht schnell genug unsichtbar gemacht.

Wir lagen wohl zwei Stunden an dem Berghügel, als es hieß, es bestehe für den Augenblick keine Gefahr mehr, die Panzer hätten abgeschwenkt. Wir zogen uns den Hügel herunter wieder in den Ort hinein und sollten aus der Feldküche zu Mittag essen. Das Essen war an diesem Tag besonders gut

zubereitet, viele Fleischkonserven waren im Kessel, die wir aus den Bunkerstellungen mitgebracht hatten. Wir hatten einen guten Appetit, zum Essen sollten wir indes nicht mehr kommen. Kaum waren wir wieder unten auf der Dorfstraße angetreten, als sich der Beobachtungsfieger erneut über uns zeigte. Über dem Berg hörte man Gewehr- und MG-Schüsse.

Wir zogen uns in den Schatten der Häuser zurück. Mehrere Ortseinwohner riefen uns und dem Kompanieführer zu, wir sollten doch den Ort verlassen, es geschehe sonst ein Unglück. Der Kompanieführer erwiderte, der Ort müsse verteidigt werden. Es lag in der Luft, daß sich jetzt bald etwas ereignen würde. Nach einigem Verhalten zog unsere Kompanie in Reihen an den Häusern entlang in Richtung Ortsausgang. Wir sollten den Bergabhang mehr links hinaufziehen und uns dort wieder in Stellung begeben. Kaum waren wir hundert Schritte gegangen und befanden uns mitten im Ort, als sich plötzlich ein Sausen in der Luft hören ließ und gleich darauf ein Granateinschlag im Ort. Es folgte nun Schuß auf Schuß in schneller Folge. Verschiedene Häuser waren getroffen, Ziegelsteine spritzten umher. Wir drückten uns am Wegrand an die Häuser oder verschwanden in die Häuser, wo dies ging. Ich lag zuerst am Boden in der Nähe eines Hauses mit einer Vortreppe. Dorthin rannten einige Kameraden. Ich mit einigen Sprüngen nach und warf mich auf die Treppe, als es in der Nähe hinter uns krachte. Gleich darauf eilte ich in das Haus hinein und wollte in den Keller. Es ging wohl eine kleine Treppe vom Gang aus hinunter in einen Raum, der aber auf gleicher Höhe mit dem Hofe hinten hinaus lag. Ein Schutz war also kaum vorhanden, wenn in das Haus ein Volltreffer hineingeschlagen hätte. In dem Raum waren schon eine Anzahl Kameraden, auch unser Hauptmann Kr. befand sich darunter. Auch Kamerad Sick befand sich plötzlich da.

Nach einiger Zeit hörte die Schießerei auf und wir begaben uns wieder ins Freie, um unseren Marsch fortzusetzen. Bei dem Beschuß ist unser Sanitätsfeldwebel, der noch nahe der Feldküche hinter uns war, gefallen. Ein weiterer Kamerad wurde schwer verwundet. Außerdem wurden einige Ortseinwohner getötet. Wir zogen nun eilig zum Ort hinaus. Wegen meines Beines, das mich immer noch schmerzte, kam ich ziemlich an das Ende der Kompanie, die eilig davonzog. Kaum waren wir wenige Meter vor dem Ort, wo wir eine Wiese mit Obstbäumen überschritten, als sich der Aufklärer wieder über uns zeigte. Wir nahmen Deckung, wo sich solche bot, hinter einem Baum, im Wassergraben oder auf flachem Boden, und plötzlich war wieder Kamerad Sick bei mir.

Wir freuten uns, daß wir wieder beisammen waren, und wir blieben auch beim Weitermarsch nahe beieinander. Es war am Anfang des Berganstiegs an einem Feldweg, als von weiter vorn gepfiffen und Fliegerdeckung geschrien wurde, und wirklich war der Vogel wieder über uns. Wohin schnell, flog es mir durch den Kopf. Links der Feldweges war eine kleine Böschung von etwa eineinhalb Meter Höhe. Oben am Rande der Böschung stand ein Birnbaum. Da hinauf raste ich, um in seinem Schatten Deckung zu suchen. Adolf Sick kam mir nachgerannt. Wir sahen plötzlich ein niederes Einmannloch unter dem Birnbaum, das, weiß Gott von wem, angelegt worden ist. Hier hinein verkrochen wir uns beide. Da es zu klein für uns beide war, konnten wir uns kaum rühren. Unsere Tornister nahmen wir ab und hielten sie später über unsere Köpfe.



Die Kompanie war vor uns schon weiter den Bergabhang hinauf gezogen; wir sahen nichts mehr von ihr. Dort hat sie sich, wie ich später hörte, in einen Hohlweg gerade noch verkrümmeln können. Wie schon vorher erwähnt, konnte ich wegen meines übertretenen Fußes nicht so schnell mitkommen und befand mich nunmehr allein mit Kamerad Sick. Wir befanden uns noch im Talkessel von Bombach. Ab und zu streckten wir unsere Köpfe über das Loch hinaus und hielten Umschau. Überall war Lärm zu hören. Auf der gegenüberliegenden Berghöhe sah ich Soldaten herumlaufen und hinter Bäume treten. Ich wußte, das war der Feind, der von Kenzingen auch über den Berg hinweg kam und uns suchte.

Der Lärm kam näher; man hörte überall ein Rollen, von Panzern herrührend, Kommandotöne, die über das ganze Tal zu hören waren. Sie kamen aus einem Panzer-Befehlswagen und wurden durch Lautsprecher verstärkt. Eine starke Schießerei aus den Panzern setzte ein. Wir duckten uns in unserem Loch und konnten natürlich nichts sehen. Plötzlich kam ein Panzer ganz in unsere Nähe. Er blieb direkt bei uns auf dem Feldweg halten und plötzlich schoß auch er in Richtung des Berghügels. Er war vielleicht fünf Meter von uns entfernt. Die Schüsse krachten unter dem Birnbaum hindurch direkt über unsere Köpfe hinweg. Das grelle Mündungsfeuer schoß seine Strahlen immer wieder über uns. Mehrere Astteile flogen vom Baum herunter auf uns. Es war in diesen Minuten eine wirklich schaurige Angelegenheit und wir befanden uns vor dem Mündungsfeuer des Panzers in einer Lage, in der es nichts zu Lachen gab.

Nach einiger Zeit verzog sich die Schießerei und auch unser Panzer stellte das Feuer ein. Ein paar Meter vor uns hörten wir die französischen Soldaten lärmern. Da schoß mir der Gedanke durch den Kopf, es könne für uns recht gefährlich werden, wenn einer von der Mannschaft, die den Panzer begleitete, uns in unserm Loch entdeckte. Er brauchte nur seinen Kopf über die Böschung zu strecken. Eine Handgranate hätte das ihrige getan. Ich besprach mich mit Sick und wir beschlossen, daß wir uns bemerkbar machen müßten.

Mit meinem Taschentuch am Gewehrlauf winkte ich einige Mal, doch man bemerkte uns nicht. Darauf warfen wir die Gewehre zum Loch hinaus und ich kroch zum Wegrand vor, um mich bemerkbar zu machen. Ich sah den Panzer vor mir, um ihn herum eine Anzahl Soldaten mit ihren Waffen. Als sie mich sahen, legten sie blitzschnell ihre Maschinen-Pistolen auf mich an. Dies war eine Schrecksekunde. Ich hob meine Hände in die Höhe, und als kein Schuß krachte, atmete ich auf und fing an zu grinsen, denn ich war froh: das Leben war gewonnen.

Ich wurde visitiert und am ganzen Körper abgegriffen. Dabei fragte man mich: Nix Granate, nix Pistole, wo Kameraden. Ich sagte: Nix Granate, Kameraden partie, und zeigte in Richtung Berg. Ein Franzose fragte mich plötzlich auf Deutsch, wo ich her wäre. Als ich ihm sagte, aus Freiburg, fragte er mich, ob ich den Wirt vom Bahnhofsrestaurant in Freiburg kenne. Er sagte, er sei dort einmal Oberkellner gewesen. Da, eine neue Wendung der Köpfe. Adolf Sick erschien an der Böschung und wurde genauso begrüßt wie ich selbst

*(bis hierher wurde der Text 1975 im „Freiburger Almanach“ veröffentlicht)*

Und seiner Habseligkeiten beraubt: Uhr, Geld usw. In der Gruppe befanden sich auch Schwarze Soldaten, die sich am Raub beteiligten. Ich hatte bei der ersten Begrüßung durch die Franzosen ein besonderes Glück, dass ich mit dem Deutsch sprechenden Franzosen - es mag vielleicht der Gruppenführer gewesen sein - ins Gespräch kam. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit der ganzen Meute von mir abgelenkt. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so wäre ich schwer hereingefallen, denn in meiner Brieftasche hatte ich 1000 RM in 100-Mark-Scheinen.

Wir hatten nunmehr etwas Zeit, einen ersten Blick über das Gelände zu werfen, und was sahen wir da vor uns? In näherer und weiterer Entfernung um uns herum auf dem Wiesengelände und den Feldwegen des ganzen Berggeländes verteilt standen gegen 40 Panzer mit den begleitenden Mannschaften. Da wäre es doch sicherer Selbstmord gewesen, sich mit unseren Gewehren dagegen zu verteidigen. Ich hätte mit einer Panzerfaust den Panzer, der bei uns halten blieb, gut abschießen können. Zum Glück hatte ich keine bei mir, und was wäre dann mit uns beiden geschehen? Unsere ganzen Panzerfäuste waren am Tage zuvor mit einem Munitionswagen in Kenzingen den Franzosen in die Hände gefallen. Da doch alles aus war und nicht mehr zu retten war, war es gut so.

Plötzlich krachte es oberhalb der Böschung ganz gehörig. Die Franzosen warfen sich alle am Wegrand nieder und suchten Deckung. Ich dachte zuerst gar nicht daran, weil ich wusste, da hat nochmals ein versteckter Kamerad seine Panzerfaust abgeschossen, die jedoch zu kurz ging. Ich wurde niedergerissen und musste mich ebenfalls in Deckung legen. Sie drohten mir wieder mit den Waffen, ich sollte sagen, wer das gewesen sei. Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Ich weiß es nicht“, was auch der Wahrheit entsprach.

Als darauf nichts mehr geschah, haben wir uns wieder erhoben. Ein Panzer war ganz in der Nähe in einer sumpfigen Wiese fest gefahren. Er kam nicht mehr vorwärts und grub sich immer mehr in den Boden ein. 30 Meter vor uns führte ein Dohlensteg über den Weg. Darunter sickerte das Wasser in die Wiese. Wir bekamen den Auftrag, mit einem deutschen Kameraden, der sich inzwischen ebenfalls der Gruppe gefangen gab – er war den Hügel oben herunter gekommen und war vielleicht der Panzerschütze - den Dohlensteg abzubauen und vor den festgefahrenen Panzer zu werfen. Dies hat geholfen, nach kurzer Zeit konnte der Panzer über diese Balken auf den festeren Feldweg fahren.

Wir wurden nunmehr aufgefordert, auf einen Panzer aufzusteigen. Der Panzer fuhr dann mit seiner Beute von drei gefangenen Volkssturmännern zurück in den Ort. Bombach. Ein Teil der übrigen Panzer verfolgte unsere Kameraden den Berg aufwärts. Auf dem Dorfplatz in Bombach hielten wir an. Hier stand bereits eine Anzahl deutscher Gefangenen an der Häuserwand. Wir mussten absteigen und durften uns zu dem Haufen stellen. Eine ältere Frau schaute mit kummervollem Gesicht oben zum Fenster heraus. Plötzlich fiel ein Ziegelstein von oben herab und einem Kameraden auf den Kopf. Der Mann blutete stark.

Schon wieder waren die Franzosen, die uns bewachten, wie elektrisiert. Ihre Maschinenpistole fuhren in die Höhe, und da sie niemand sahen als die Frau, auf sie zu in der Annahme, sie wolle etwas anstellen. Ein Sergeant erfasste zuerst, um was es ging. Er machte eine Bemerkung, worauf sich die

Gewehre wieder senkten. Die Frau war sicherlich halb tot vor Schreck, als sie angesichts der drohenden Gefahr schnell vom Fenster zurück trat. Sie musste aber auf Befehl das Fenster schließen. Die Ursache des Vorkommnisses war, dass sich ein Ziegelstein durch die vorhergegangene Beschießung des Ortes gelöst hatte und heruntergefallen war.

Schon auf der Fahrt, die wir mit dem Panzer machen durften, habe ich im Hinblick auf die entgangene Plünderung an meinen Kleidern einige Nahtstellen aufgerissen und da hinein die 100-Mark-Geldscheine nach und nach versteckt. Hier waren sie sicherer, als wenn ich sie in meiner Brieftasche gelassen hätte. Dies habe ich später noch mehrere Mal feststellen müssen, denn wir wurden auch als Gefangene noch öfter gefilzt.

Wir standen längere Zeit auf dem Platz. Es kamen nur noch wenige Gefangene hinzu. Die Masse unserer Kameraden hatte sich noch über den Berg hinweg in das Heimbachtal verziehen können, wo sie das Schicksal der Gefangennahme ebenfalls erreicht hat.

Ein Marokkaner hatte eine Anzahl Pfeifen in der Hand und betrachtete sie, welche er wohl behalten möchte. Als er sich entschlossen, hatte winkte ich ihm und machte eine Geste, er solle mir eine geben. Dies tat er auch, indem er mir eine zuwarf. Ich konnte sie glatt auffangen. Sie waren irgendwo geplündert. Ein Haufen schöner Wolldecken lagen ebenfalls auf dem Boden herum. Auch darüber machten sich die Franzosen her und suchten sich welche aus. Da ich nur in Drillichkleidern war und mein Mantel noch irgendwo auf einem Gepäckwagen lag, konnte ich eine Decke gut gebrauchen. Ich rief einem Franzosen zu, er möchte mir eine Decke geben, und ich wunderte mich, dass er meiner Bitte nachkam. Er warf mir eine sehr schöne Wolldecke zu, worüber ich mich sehr freute.

Nach einiger Zeit fuhren zwei Lastwagen vor den Platz. Wir bekamen den Befehl aufzusteigen. Bald stellte es sich heraus, dass die vielen Gefangenen gar nicht alle auf dem Wagen Platz fanden. Was war da zu machen? Ratlose Gesichter. Da kam ein grausamer Entschluss des Sergeanten. Er befahl allen Kameraden, die bereits auf dem Wagen waren, ihre Tornister herunter zu werfen. Und uns, die wir noch unten waren, wurde das ganze Gepäck kurzerhand ebenfalls weggenommen.

Wir waren perplex, hatten noch eine kleine Hoffnung, dass die Tornister, Mäntel, Decken und was man noch so bei sich hatte, auf einen anderen Wagen geladen und uns nachgefahren würden. Aber die Franzosen grinnten, wir wurden auf den Wagen getrieben und hatten nunmehr alle, wenn auch dicht gedrängt, Platz. Das ganze Gepäck lag noch auf einem Haufen, als wir wegfuhrten. Alle schönen Konservenbüchsen, mein ganzes Eigentum war futsch, Unterwäsche, Rasierzeug, Schreibzeug, Zivilschuhe, Lebensmittel und was sonst noch alles im Tornister verstaut war. Ich hatte nur noch, was ich auf dem Körper trug, und das war verschwitzt und schmutzig, nicht einmal einen richtigen Anzug.

Wir fuhren ab, der Strasse entlang in Richtung Kenzingen. Bevor wir aus Bombach hinausfuhren sahen wir noch, wie ein Volkssturmmann aus einem Hausflur hinausflog, hinterher kam ein Neger. Anscheinend hatte er sich versteckt und wurde entdeckt.

Die Landstrasse war recht staubig, es kamen uns viele Wagen von Kenzingen her entgegen. Einmal tauchte ganz dicht neben uns ein Kraftwagen auf, wegen der Staubwolke war er vorher nicht zu sehen, er fuhr haarscharf an uns vorbei, kurz darauf hörten wir einen Knall. Wir hielten, und es wurde festgestellt, dass der französische Lastwagen mit dem dicht hinter uns fahrenden zweiten Transportwagen zusammengestoßen ist. Ein Gefangener, der wegen des Platzmangels auf dem Kühler saß, wurde bei dem Zusammenstoß erdrückt. Er war tot. Man nahm ihn kurzerhand vom Wagen herunter und legte ihn an den Wegrand nieder. Es war eine Affäre von kaum zwei Minuten, unsere Wagen fuhren weiter.

Als wir in Kenzingen ankamen, hielten die Wagen. Wir mussten absteigen und wurden von einer betrunkenen Horde Fremdarbeitern grölend empfangen. Es war abscheulich, wie sie auf uns schimpften, und wären wir nicht unter Bewachung gestanden, so wären sie handgreiflich gegen uns geworden.

Hinter den Häusern der Hauptstrasse müssen schwere französische Geschütze gestanden haben. Ab und zu erfolgte ein starker Abschuss. Von dem Luftdruck verursacht flogen Ziegelstücke von den Dächern. Nach einer halben Stunde mussten wir wieder aufsitzen, und die Fahrt ging unter dem Gelohle der Fremdarbeiter weiter Richtung Offenburg. Wir fuhren durch Herbolzheim. Bei der Durchfahrt warf ich einer Frau heimlich einen während der Fahrt im Stehen geschriebenen Zettel für meine Frau zu mit kurzer Mitteilung über meine Gefangennahme. Die Frau nickte zum Zeichen, dass sie es verstanden habe. Ich war sehr froh, meinen Angehörigen auf diese Weise eine Nachricht übermitteln zu können. Dies alles geschah am 20. April 1945, ein schönes Geburtstagsgeschenk vom Führer. Im Oktober, als ich die erste Nachricht von zu Hause erhielt, musste ich aus dem Inhalt erkennen, dass sie bisher nichts von mir gehört hatten.

Die Franzosen fuhren uns bis Mahlberg, wo wir in eine alte, von Einquartierungen verschmutzte Schule gebracht wurden. Hier wurden wir in einen größeren Raum zusammengepfercht und von einem französischen Soldaten und zwei gangsterhaft bösen Marokkanern bewacht. Hier begann eine Visitation. Sie galt vor allem Geld, Uhren, Ringen, Taschenlampen, Messern und sonstigen Wertgegenständen. Meinen Ehering habe ich sofort in den Mund versteckt. Mein großes Geld hatte ich bereits in den Kleidern versteckt. Nur das Kleingeld behielt ich im Geldbeutel und in der Brieftasche. Meine sehr schöne Sprungdeckeluhr war an einer Kette befestigt; ich ließ sie unter den Kleidern zum rechten Hosenbein hinunterhängen.

Die Marokkaner hatten Prügel in der Hand und liefen auf und ab. Wo sie etwas entdeckten, das sie interessierte, nahmen sie es sofort an sich und steckten es in ihre Taschen. Sie frugen immer wieder in gebrochenem Deutsch, ob noch eine Uhr, Geld, oder andere Wertgegenstände bei sich trage, diese Sachen mussten wir sofort abgeben. Sie grinnten uns an und sagten, wir wären Separatisten und würden alle erschossen. Immer wieder fanden sie etwas und nahmen es weg. Ich gab einige kleine Geldscheine ab und erklärte, dass ich nichts mehr habe. Nachdem sie uns auf diese Weise

eine Stunde lang gequält hatten und immer wieder denen drohten, bei denen sie noch etwas zu finden glaubten.

Da wurde mir doch etwas bange vor allem, weil wir annehmen mussten, dass wir vorerst in der Schule bleiben würden und die beiden Marokkaner unsere Gefängniswärter wären. Auf seine letzte Androhung, wenn später noch etwas gefunden würde, dann „duzuid bumm bumm“, zog ich schließlich meine Uhr aus dem Versteck hervor und zeigte sie dem Franzosen. Ich sagte, es sei keine goldene Uhr und ein Andenken an meinen Vater und bat ihn, er möge sie mir lassen. Ein Marokkaner war in der Nähe und kam mit funkelnden Augen sofort auf mich zu. Der Franzose machte Anzeichen, mir die Uhr zu lassen, da riss mir sie der Marokkaner mitsamt der Kette, mit der sie an der Hose festgeklemmt war, heraus und sagte „Nix Vater“. Der andere Marokkaner kam nun auch und als er sah, dass er zu spät kam, schlug er mir mit seinem Prügel über die Backe und jedes Mal, wenn er wieder an mir vorbei kam, drohte er mir. Ich hatte ihm nämlich kurz vorher gesagt, dass ich nichts mehr hätte.

Die Quälerei nahm erst ein Ende, als man uns wieder die Treppe herunter führte ins Freie. Wir merkten, dass man uns weiter befördern wollte. Ich bereute auch schon, dass ich mich doch noch einschüchtern ließ, doch es war zu spät, meine Uhr war auf Nimmerwiedersehen fort. Wir mussten wieder die Autos besteigen und fuhren aus dem Ort hinaus. Eine Frau warf uns noch ein schönes Stück Brot zu, das leider einem neben mir stehenden bayerischen Kameraden ins Gesicht flog und ihn am Auge verletzte. Wie ich mich erinnere, hatte er noch zwei Tage danach ein blutunterlaufenes Auge. Das Brot fiel wieder auf die Strasse, und wir blickten ihm betrübt nach, dankten aber der Frau für ihren guten Willen, indem wir ihr winkten.

Jetzt ging die Fahrt ununterbrochen weiter an zum Teil zerstörten Orten vorbei. Überall wimmelte es von französischem Militär; von den Soldaten wurden wir oftmals bedroht. Von dem fahrenden Wagen konnten wir nichts mehr werfen, denn hinter uns fuhr dauernd ein kleiner Personenwagen mit zwei Zivilisten, die uns dauernd beobachteten. Wir fuhren in schnellem Tempo bis Offenburg durch und hielten in der Abenddämmerung vor der 170er-Kaserne, in der ich 1918 nach dem Rückzug aus Frankreich nach dem Ersten Weltkrieg mehrere Wochen untergebracht war.

Drinne am Eisenzaun standen bereits eine größere Anzahl deutscher Soldaten, die bereits vor uns eingeliefert waren. Ein Sanitäter flüsterte uns zu, ob wir noch unsere Taschenmesser hätten. Ich bejahte dies. Darauf sagte er, es werde im Hofe eine strenge Durchsuchung vorgenommen und alles, was man noch habe, abgenommen. Er gab mir den Rat, mein Messer hinter das Gitter ins Gras fallen zu lassen, dann könnte ich es nach der Durchsuchung dort wieder holen. Darauf zog er sich wieder zurück. Als die Wache gerade anderweitig beschäftigt war, folgte ich seinem Rat.

Gleich darauf wurden wir in die Kaserne hinein gelassen. Als ich zurückschaute, sah ich den Sanitäter, wie er sich zum Versteck hinbegab, und ich vermutete bereits meinen neuen Hereinfall. Tatsächlich wurden wir beim Toreingang von den Franzosen erneut gefilzt. Als dies vorüber war, wollte ich mein Messer wieder holen, doch wie vermutet, war es bereits bestens versorgt. Anderntags

suchte ich nach allen Sanitätsgefreiten, die ich nur erreichen konnte und frug sie nach meinem Messer aus, doch keiner wollte davon etwas wissen. Leider konnte ich mich an sein Gesicht nicht mehr erinnern. Kurz und gut: Mein Messer war auch fort.

Ich war wütend und beschloss, künftighin niemandem mehr zu trauen, ob Feind oder Freund. Wir wurden zu den bereits vorhandenen vielen hundert Kameraden in die Exerzierhalle verwiesen. Hier konnten wir uns eine Schlafstelle zurecht machen. Doch es sah in der Halle trostlos aus. Überall lagen Balken, Ziegeltrümmer und andere Geräte, die erst auf die Seite geschafft werden mussten. Die eine Hälfte de Daches war vom Beschuss fast ohne Ziegel, die andere Hälfte war ebenfalls oft durchlöchert. Wir suchten etwas Holzwolle zusammen und bereiteten uns ein Lager. Zu essen gab es nichts. Wir waren hungrig und durstig, da wir seit dem Morgenkaffee nichts mehr zu uns genommen hatten, und sehr müde. Viele Kameraden schliefen bald ein. Ich konnte in dieser Nacht wieder kaum schlafen, vor allem weil ich nichts zum Zudecken hatte und fror. Auch gab es eine dauernde Unruhe in der Halle.

Ich hatte Zeit, über die vergangenen schweren Tage nachzudenken, und dankte Gott, dass alles noch so gut abgelaufen war. Mit bitterer Wehmut musste ich an Frau und Kinder denken. Wie wird es ihnen ergangen sein, besonders Irene, die sich beim Arbeitsdienst in Waldsee/Wttbg befand. Der 20. April 1945, ein ereignisreicher Tag, ging zur Neige. Gegen Mitternacht froren viele Kameraden und machten sich in der Halle aus herumliegendem Holz ein offene Feuer, um das sich viele herumstellten, um sich zu erwärmen. Auch ich tat dies, konnte ich auf dem kalten Boden doch nicht schlafen.

Gegen 2 Uhr in der Nacht war wiederum Bewegung vor der Halle. Wie schon einige Male vorher kam wiederum ein neuer Transport Gefangener an, die ebenfalls in die Halle hinein drängten. Die Halle war jetzt schon überfüllt, und es war schwer, für die Neuangekommenen noch ein Plätzchen zum Ruhen zu finden. Ich schaute mich nach Bekannten um und konnte feststellen, dass es hauptsächlich Leute unseres Bataillons waren. Auch mein Bruder Wilhelm war zu meiner großen Freude unter ihnen, außerdem eine Anzahl Werkskameraden der Firma „Rhodiaceta“.

Alle waren sehr müde und viele konnten wegen der Blasen an den Füßen kaum mehr gehen und stehen. Sie hatten einen weiten Marsch hinter sich, denn sie mussten vom Ort der Gefangennahme, das war die Gegend von Kenzingen, bis nach Offenburg, bereits müde und hungrig, marschieren. Dafür aber hatten sie meistens ihr Gepäck noch im Besitz. Meinen Bruder sah ich immer auf etwas herumbeißen, er langte in die Tasche und brachte Haferkörner zum Vorschein. Die Halle war nun dermaßen überfüllt, dass an ein richtiges Schlafen nicht mehr zu denken war. Trotzdem kamen am nächsten Tage noch ein paar kleinere neue Transporte hinzu, bis ca. 2000 Mann zusammengepfercht waren.

Bei jedem Schritt musste man über Kameraden steigen. Überall Köpfe und Beine. Auf die andere Seite konnte man sich schon gar nicht drehen, ohne dass man sich mit dem Nachbar verständigte. Am anderen Morgen war große Bewegung in der Halle. Man suchte nach einer Waschgelegenheit,

alles drängte sich um einen Brunnen. Gegen Mittag gab es zum ersten mal eine dünne Wassersuppe zu essen. Viele hatten kein Essgeschirr mehr und mussten sich mit einem Kameraden zusammentun.

Ich hatte eine alte Konservenbüchse gefunden und sie mir zurecht gemacht, einen Löffel konnte ich von einem Kameraden erhalten. Ich hütete ihn wie eine Kostbarkeit. Wenn wir geglaubt hatten, das Essen würde nunmehr regelmäßig ausgegeben, so hatten wir uns getäuscht. Es stellte sich heraus, dass vom französischen Militär überhaupt nichts für uns an Essbarem zur Verfügung gestellt wurde. Vielmehr waren wir einzig und allein auf die Liebesgaben der Offenburger Bevölkerung angewiesen. Von dem, was an der Pforte für uns abgegeben wurde, hat man eine Art Suppe gekocht. Zwischen hinein gab es mal ein Stück Brot. Zum Empfang musste auf dem Hofe angetreten werden. Bald war es so weit, dass der Hunger in den Gedärmen furchtbar wühlte. Obwohl die Bevölkerung von Offenburg das Möglichst für uns tat, kam doch nicht so viel zusammen, dass eine richtige Mahlzeit für uns gemacht werden konnte. Viele Liebesgaben wurden bereits an den Gittern von hungrigen Soldaten weggeschnappt. Das Kasernengitter hing vielmals voller Soldaten, die den Kindern, welche Liebesgaben brachten, zuriefen, sie sollten ihnen alles geben. Besonders waren es die deutsch-polnischen Soldaten, die darin eine besondere Fertigkeit hatten. Sie erhielten die meisten Liebesgaben, weil sie eine katzenartige Geschwindigkeit beim Auffangen der Liebesgaben entwickelten.

Es war alles so beschämend, und Gott sei Dank wurde später von den Posten mehr Aufmerksamkeit darauf verwendet, dass die Lebensmittel hauptsächlich an der Pforte abgegeben wurden. Ich hatte jedenfalls dauernd einen großen Hunger, da ich nicht zu den Fangkünstlern zählte. Manchmal wurden kleine Kommandos zum Arbeiten bei französischen Militärstellen zusammengestellt, zu denen sich eine Menge Kameraden drängte. weil es dabei meist etwas zum Essen gab. Auch Kam. Sick und ich wurden einmal zu einem 30-Mann-Kommando beordert. Vor dem Kasernentor empfing uns eine Eskorte von etwa einem Dutzend mit Maschinenpistolen und Gewehren bewaffneter Soldaten, die uns in ihre Mitte nahmen. Sie führten uns aus Offenburg hinaus an die Kinzig. Man konnte den Eindruck gewinnen, als würden wir zur Richtstätte geführt und tatsächlich frug mich Kam. Sick, ob die uns denn erschießen wollten. An der Kinzig wurde Halt gemacht. Wir wurden zu Ausbesserungsarbeiten am Weg, der über die Kinzig führt, herangezogen. Es regnete dabei und wir wurden nass. Unsere Hoffnung, etwas zum Essen zu erhalten, erfüllte sich indes nicht.

Nach einigen Stunden wurden wir in einem LKW wieder in die Kaserne zurückgefahren. Am 2. oder 3. Tag unseres Aufenthaltes in Offenburg war Regenwetter eingetreten. Da wurde es in unserer Halle natürlich noch ungemütlicher. Fast die Hälfte der Hallenfläche wurde nass, und die Kameraden drängten sich noch enger zusammen und um einige Feuerstellen herum. Doch einige Dachdecker hatten sich bald zusammengetan und haben das Dach der Halle umgedeckt und die vielen Schäden so weit als möglich beseitigt.

In der Halle lagen eine Anzahl gebrauchter Mehlsäcke. Sie fanden schnell ihre Liebhaber. Ich hatte Glück und erhaschte einen solchen Sack und benützte ihn, nachdem ich ihn entstaubt und gewaschen

hatte, als Liegedecke, ständig in Sorge, dass er mir geklaut werde. Sick und ich blieben immer beisammen, und ich war froh, dass er mir nachts einen Teil seiner Decke zur Mitbenützung freigab. Wieso er noch eine Decke hatte, wusste ich nicht, wahrscheinlich hat er sie unterm Arm getragen. Aus der Hälfte des Sackes fertigte ich mir einen provisorischen Rucksack, die andere Hälfte ergab zwei Handtücher. Den Rucksack nähte ich mit ganz feinem Kupferdraht zusammen, den ich ebenfalls auf dem Hallenboden gefunden hatte. Einige Drahringe und ein paar alte Hosenträger fand ich ebenfalls vor der Halle liegen. Daraus machte ich einen Traggurt und nähte sie ebenfalls mit Kupferdraht zusammen.

Es zeigte mir, wie man sich doch in der Not mit den primitivsten Dingen helfen kann, wenn man den Willen und ein Auge dafür hat. Dieser Rucksack war mir beim Abtransport und in der Gefangenschaft sehr nützlich und diente mir bis zu meiner Entlassung volle zwei Jahre lang. Ich konnte darin die wenigen Habseligkeiten, die ich nach und nach ansammelte, verstauen.

Meinen Bruder Wilhelm sprach ich in der Halle mehrere Mal. Seinen Hafervorrat hatte er scheinbar rationiert, denn er aß immer noch davon. Er war bei seinen Kompaniekameraden an einer anderen Stelle der Halle untergebracht. Am 25. April ging unser unfreundlicher Aufenthalt in Offenburg zu Ende. Wir wurden am Vormittag nach Einheiten vor der Kaserne unter starker Bewachung aufgestellt. Die etwa 2000 Mann gaben eine lange Dreierreihe. Auf beiden Seiten waren wir eskortiert von Soldaten, am Schluss fuhr ein kleiner Panzerwagen.

Der Abmarsch erfolgte in Richtung Kehl und führte nochmals durch einige Straßen Offenburgs. An jeder Straßenecke standen Posten, die verhinderten, dass wir mit der geängstigten Bevölkerung einen Gruß oder ein Wort austauschen konnten. Gleich beim Abmarsch versuchten einige Offenburger, uns Brote zuzustecken. Sie wurden meist von den Soldaten zurückgewiesen. Ich hatte diesmal das Glück, etwas Eingewickelteres zu erhaschen. Beim Öffnen fand ich zu meiner großen Freude ein großes Stück Brot vor, außerdem ein Stück Speck und etwas Zucker. Adolf Sick marschierte wieder neben mir. Er hatte mir in den letzten Tagen etwas Brot und Butter gegeben, die er auf seine Lebensmittelmarken, die er bei sich trug, durch Vermittlung von Buben kaufen und durch das Gitter einschmuggeln konnte. So freute ich mich, ihm auch etwas von der Liebesgabe abgeben zu können.

Unser Marschziel war Kehl. Die Gegend war mir noch in guter Erinnerung vom Jahr 1940. Damals lag unsere Einheit direkt am Brückenkopf in Kehl, und ich legte den Weg zwischen Kehl und Offenburg einige Mal dienstlich mit einem Fahrrad zurück. Damals allerdings glaubten wir an einen sicheren Sieg Deutschlands. In Betrachtung an unsere jetzige Lage war die Erinnerung an damals alles andere als angenehm. Die Orte, durch die wir marschierten, waren meist durch Beschießung beschädigt und geplündert. Überall sah man Hausgeräte und Kleidungsstücke auf der Straße herumliegen. Haustüren standen offen, die Läden waren ausgeräumt. Deutsche Zivilisten sah man fast keine, dagegen viele ausländische männliche und weibliche Zivilarbeiter, die offenbar ein feudales Leben führten.



Außerhalb Kehls bei einer Kaserne wurden wir auf eine umzäunte Wiese geführt, auf der bereits einige hunderte gefangene Kameraden lagerten. Wir bekamen von schwarzen Soldaten etwas Wasser und wurden erneut einer Leibesvisitation unterzogen. Hierbei verlor ich mein Taschenfeuerzeug und wieder etwas Geld. Am Abend bekamen wir eine kleine Portion Wassersuppe. Der Tag war warm, in der Nacht wurde es dagegen empfindlich kalt. Wir lagerten auf der Wiese und rückten nahe zusammen, trotzdem froren wir sehr.

Gegen Morgen wurden im Lager einige Feuer entzündet. Da kein Holz vorhanden war, wurde sie mit Papier und sonstigen brennbaren Abfällen unterhalten. Früh am Morgen war Wecken und nachdem wir einen Becher Kaffee erhalten hatten, mussten wir wieder antreten zum Weitermarsch. Wir zogen nochmals durch Kehl nach dem Rhein über die Pontonbrücke, deren Bau ich 1940 beobachten konnte. Bruder Wilhelm marschierte bei seiner Kompanie.. Ich sah ihn am Morgen zum letzten Mal, bevor wir abrückten. Unsere Marschkolonne schlängelte sich nunmehr mitten durch die schöne Stadt Strassburg. Es war ein wahrhaft trauriges Bild, das wir den vielen Beschauern, die rechts und links der Strasse standen, boten. Wir waren alle todmüde, ausgemergelt, hungrig und durstig und auch meist unrasiert. Es waren außerdem Invaliden darunter und viele alte Leute, die an Stöcken humpelten. Die Bekleidung war uneinheitlich Das ganze sah mehr einem Elendszug gleich.

Wir hatten in Strassburg eine Anpöbeleie erwartet. Das war jedoch nicht der Fall. Nur verhältnismäßig wenig wurde über uns gespottet. Vielmehr waren die Menschen über unser unordentliches und bemitleidenswertes Aussehen stark beeindruckt. Wir wurden viel fotografiert. Für die Franzosen war es eine Schau- und Propagandaveranstaltung. Auch jetzt kam mir wieder die Erinnerung an 1940, als wir als Sieger in Strassburg einrückten. Unser Marsch ging den gleichen Weg wie damals. Wir marschierten nach dem Vorort Königshofen. Hier hat es große Brauereien, die wir seiner Zeit für die Bierversorgung für uns in Anspruch nahmen. Am Bahnhof wurde Halt gemacht. Wir kamen bei schönem Wetter um die Mittagszeit an.

Als wir einen leeren Güterzug stehen sahen, war unser Traum, in Strassburg bleiben zu dürfen, vorbei. Sollte sich an den Propagandamarsch auch eine Propagandafahrt durch Frankreich anschließen? An der Verladestelle hatten einige Gelegenheit, durch eine Frau etwas Wasser zu erhalten. Doch bald wurde auch dies von den Wachtposten verboten. Als Gegenstück kann ich anführen, als 1940 im Mai die geschlagenen Franzosen, von den Vogesen kommend, als Gefangene in Strassburg einzogen, stand unsere Einheit, Inf. Rgt. 238, an der Strasse entlang, alle 50 Meter einmal rechts, einmal links ein Mann, und ließ die Kolonnen passieren. Es waren mehr als 100 000 Mann. Ich weiß nicht, wie die Verhältnisse in den Kasernen waren, wo sie meist untergebracht waren, doch soweit ich es beobachten konnte, konnten die Gefangenen das Wasser entgegen nehmen, das ihnen unterwegs von der Bevölkerung gereicht wurde.

Wir mussten die offenen Wagen besteigen, 40 bis 50 Mann kamen in jeden Wagen. In unserem Wagen lag eine dicke Kohlenstaubschicht, die sich später noch recht unangenehm auswirken sollte. Vorerst freuten wir uns des schönen Wetters und besonders, als ein großer Wagen mit Weißbrot

angefahren kam. Je fünf Mann bekamen einen großen Stollen von 2 kg. Bald kam noch ein zweiter Wagen, der brachte für jeden Mann zwei Konservenbüchsen. Der Inhalt war weiße Bohnen mit Fleisch. Natürlich haben sich die Meisten gleich über das Brot her gemacht. Es schmeckte ausgezeichnet.

Wir wussten ja nicht, wie lange wir nichts mehr erhalten würden, und gaben uns der trügerische Hoffnung hin, dass unsere Verpflegung von jetzt an immer so sein werde. Leider ist darauf die Ernüchterung bei uns allen bald eingetreten. Überhaupt, was wir von jetzt an auf der Fahrt erlebten, war für mich das Schlimmste seit der Gefangennahme und auch später noch. Die Fahrt wird mir noch lange in Erinnerung bleiben. Adolf Sick war wieder bei mir im Zug. Dieser setzte sich in Bewegung, einem unbekanntem Ziel zu. Auf jedem Wager saß ein junger Wachtposten. Er hatte das Gewehr oder eine Maschinenpistole auf den Knien liegen.

Zunächst sahen wir uns die Gegend an, an der wir vorüber fuhren. Im Voraus sei gesagt, dass unser Zug die folgenden größeren Orte passierte: Saarbourg, Luneville, Nancy, Toul, Trojes. Bald trat die Müdigkeit wieder in Erscheinung, und wir suchten nach einer Möglichkeit, uns zu setzen. Dazu boten uns die Konservenbüchsen einige Gelegenheit. Wenn man nämlich zwei Büchsen zusammenstellte, konnte man mit dem Allerwertesten darauf sitzen. Die Sitzfläche war zwar knapp und die Kanten machten sich unangenehm bemerkbar, doch es war wenigstens ein Notbehelf.

Am Nachmittag zog sich ein Gewitter über uns zusammen, das sich bald entlud. Es regnete und schon zeigte es sich, dass wir schutzlos der Witterung preisgegeben waren. In unserem Wagen hatte kaum einer einen Mantel. Im Ganzen waren nur zwei Zeltplanen vorhanden. Einige Kameraden hatten eine Decke, die sie über sich hängten. Ich war mit am Schlimmsten daran, da ich nicht einmal einen Militärrock hatte, sondern nur eine dünne Drillichjacke. Auch Adolf Sick hatte nur eine Drillichjacke, zum Glück aber noch eine einfache Decke, die er in Offenburg irgendwie ergattert hatte. Diese hielten wir, so lange es regnete, über unsere Köpfe und lehnten uns an die Wand des Wagens in Fahrtrichtung, so dass der größte nasse Segen über uns hinwegging.

Zwischendurch hörte es wieder auf zu regnen. Die Kameraden aßen bereits von den Konserven. Sick und ich machten uns ebenfalls eine Büchse auf. Der Inhalt schmeckte vorzüglich. Inzwischen wurde es dunkel. Der Zug setzte in langsamer Fahrt seine Reise fort. Wir kamen auf französischen Boden. Wenn auch einmal kurz, gehalten wurde, so durften wir die Wagen doch nicht verlassen. Nach den genossenen Konserven stellte sich bald ein starkes Durstgefühl ein. Dies steigerte sich in der Nacht mehr und mehr. Viele Kameraden verlangten dringend nach Wasser. Der Transportleiter zeigte indes hierfür keinerlei Verständnis. Nachdem es weiter regnete, setzten wir uns abwechslungsweise auf die Konservenbüchsen. Wir drängten uns an die Wagenwand und haben uns mit Adolfs Decke, unter die wir uns versteckten, so gut als möglich gegen Kälte und Nässe geschützt. Nachdem die Decke durchnässt war, froren wir aber trotzdem erbärmlich.'

In den Wagen war Ruhe eingekehrt, unterbrochen von Schimpfen und Jammern. Wir warteten alle sehnsüchtig auf das Ende der Fahrt. Doch die Reise ging ununterbrochen weiter, auch als es wieder Tag wurde. Wenn viele geglaubt hatten, es gebe bald wieder etwas zu essen oder wenigstens zu trinken, so haben sie sich auch diesmal wieder getäuscht. Wenn wieder eine Regendusche herab ging, so wurden schnell die beiden Zelte ausgespannt oder das Regenwasser wurde als kostbarer Fund in den leeren Büchsen aufgefangen. Es war eine trübe, schmutzige Brühe, aber für die vielen durstigen Menschen nur ein Tropfen auf einen heißen Stein.

Es traten noch schlimmere Zustände ein. Da kein Soldat aus dem Wagen durfte, musste die Notdurft, wo dies dringend war, im Wagen verrichtet und in Büchsen während der Fahrt hinaus geworfen werden. Dafür hat sich ein Kamerad treffend gerächt. Er warf eine solche Büchse in einen entgegengesetzt fahrenden Transportzug hinein. Es war nur schade, dass wir die Gesichter der Franzosen nicht mehr sehen konnten.

Auch während des ganzen zweiten Tages ging die Fahrt weiter, und es regnete meistens wieder. Oft wurden wir auf der Strecke oder in den Bahnhöfen mit Fäusten und Gegröle begrüßt. Viele Munitionszüge und einige Militärtransportzüge rollten in Richtung Deutschland an uns vorüber. Es war jedes Mal ein Heidenlärm, die feindlichen Soldaten benahmen sich wie bissige Hunde und brüllten uns nach. Einmal erhielt ich von einem Negersoldaten während der Vorbeifahrt mit einem Gegenstand einen starken Schlag auf den Rücken. In jedem Tunnel, den wir durchfuhren, ging eine Schießerei los. Unsere Bewacher feuerten gegen die Wände. Sie wollten uns dadurch Furcht einjagen und uns von einem Fluchtgedanken abschrecken.

Am Nachmittag des zweiten Tages wurde in Brienne la chateaux, einem kleineren Ort, eine größere Pause eingelegt. Da wir vom Zuge aus vor dem Ort ein Zeltlager gesehen hatten, reuten wir uns, endlich am Ziel zu sein. Wirklich wurde auch nach einiger Zeit bei den vorderen Wagen mit dem Ausladen begonnen. Doch groß war wieder unsere Enttäuschung, als wir hörten, dass nur 800 Mann an diesem Platze verbleiben sollten, während die meisten Gefangenen, zu denen auch wir zählten, mehrere Stationen weiter gefahren wurden. Unter den Ausgeladenen waren die meisten Freiburger, auch mein Bruder Wilhelm, den ich jedoch nicht mehr sehen konnte. Ich erkannte nur von weitem Eugen Hensle von der „Rhodiaceta“.

Unser Zug fuhr wieder an. Statt der wenigen Stationen fuhr er mehrere Stunden, dann hielten wir wieder am Bahnhof in Trojes, einem kleinen Städtchen. Hier müssen wir angekündigt gewesen sein, denn der ganze Bahnhof stand voll grölender Menschen, die uns recht feindlich gesinnt waren. Hier stand unter anderen ein französischer Bahnbeamter mit seinem kleinen, etwa 6-jährigen Sprössling. Dieser Lausejunge hatte nichts Besseres zu tun, als Steine zu sammeln und sie nach uns in die Wagen zu werfen. Sein Vater schaute ihm zu und freute sich darüber. Er lachte und verwehrte ihm das Steinewerfen nicht.

Etwas Erfreuliches muss ich der Gerechtigkeit wegen festhalten. Neben dem Bahnhof stand auf dem Weg ebenfalls ein einzelner Junge, der mit Steinen nach den Wagen warf. Da kam ein Geistlicher vorbei und haute ihm eine herunter, so dass er verschwand. Nach einem zweistündigem Aufenthalt fuhren wir wieder aus dem Bahnhof heraus und schlugen eine andere, mehr südliche Fahrtrichtung ein. Darauf haben die Radaubröder nur gewartet. Ein tolles Gejohle setzte wieder ein. Über die Bahngleise führte ein Brückensteg, der von einer Masse Menschen, meist jungen Burschen, besetzt war. Als wir darunter hinweg fuhren, wurden wir überschüttet mit Steinen, Scherben, Erde, Wasser usw. Ich sah sogar einen Jungen, der auf uns herabschiffte.

Am Ausgang des Bahnhofes fuhren wir unter einem Wasserhydranten hindurch. Der Hydrant war aufgedreht, und der ganze Segen ergoss sich, so lange der Zug war, über uns arme Teufel hinweg. Das Volk schrie vor Freude. Wir waren wütend über so viel Erbarmungslosigkeit, viele von uns, besonders die in der Mitte des Wagens standen, wurden nass. Wir waren froh, als wir endlich außer Sicht des wilden Pöbels waren. Die Nacht hatte eingesetzt. Wir wurden vom Durst furchtbar gequält. Es regnete wieder, und wir nahmen erneut unsere Plätze wie am Vortag ein. Unter den beiden Zelten war eine ganze Anzahl der Kameraden zusammengepfercht.

Alle Sitzlagen wurden ausprobiert. Adolf und ich saßen meistens auf den Büchsen einander gegenüber und froren. Die nasse Decke hatten wir um uns gehängt. Wir hielten uns einander fest und zündeten unter der Decke eine Kerze an. Kerzen sind in Offenburg vor dem Abmarsch verteilt worden. Welchem Zwecke sie dienen sollten, wussten wir allerdings nicht. Doch wie nützlich sie für uns waren, das konnten wir jetzt erfahren. Der Rauch schwärzte unsere Gesichter, über dem Feuer konnten wir aber unsere Hände wärmen, und mit der Zeit merkten wir es doch, dass es unter unserer Decke etwas gemütlicher wurde.

In unserem Wagen befand sich ein älterer Mann, dem Anschein nach ein Landwirt, der starkes Fieber hatte. Er verlangte immer nach Wasser, kroch auf dem Boden herum und fuchtelte mit seinen Händen zwischen allen Beinen hindurch. Was er ständig suchte, konnten wir nicht feststellen. Wir glaubten nicht, dass er die Fahrt überleben werde. Das mit der Zeltplane aufgefangene Wasser wurde ihm hauptsächlich zugeführt. Am frühen Morgen hielt der Zug noch bei Dunkelheit am Bahnhof Langres-Bezirk Marne. Hier mussten wir wieder einige Stunden in den Wagen warten. Wir hatten keine Ahnung, dass wir am Ziel unserer Reise angekommen waren, als wir bei Tagesanbruch plötzlich den Befehl zum Aussteigen erhielten.

Unsere Glieder waren steif vom Sitzen und Frieren, die Gesichter waren schmutzig, russ- und kohlangeschwärzt. Alle waren todmüde, hungrig und noch mehr durstig. Schnell mussten wir uns in Dreierkolonne formieren und unter Begleitung eines Offiziers und einer Anzahl Soldaten abmarschieren. Es ging stets eine Bergstraße hinauf. Auf der Höhe sahen wir einen mauerumgebenen Ort, unser Ziel (Langres). Vor den hohen Mauern der Stadt schaute ein vor mir marschierender Kamerad in die Höhe und blieb dadurch etwas in der Kolonne zurück. Da sprang der Offizier hinzu und versetzte ihm einen Tritt in den Hintern. Nachdem wir in den Ort eingezogen waren,

wurden wir in einer engen Strasse in eine alte Kaserne hineingeführt. Diese Kaserne war räumlich eng begrenzt. Früher soll es ein Kloster gewesen sein.

Auf dem kleinen Vorplatz, den wir passierten, war ein Brunnen. Sofort stürzten viele Kameraden an den Brunnen und tranken gierig Wasser. Dies wurde aber bald verboten mit der Begründung, dass das Wasser nicht zum Trinken geeignet sei und Magenbeschwerden hervorrufe. Trotzdem wurde weiter Wasser getrunken. Bald gab es einen Teiler warme Kartoffelsuppe, die gierig gegessen wurde, obwohl sie fast nur aus Wasser bestand. Bevor wir in die einzelnen Räume verteilt wurden, begann nochmals eine genaue Durchschau nach Gegenständen, die die Prisoniers nicht haben durften z.B. Messer, Rasiermesser, Uhren, Feuerzeuge und dergleichen. Außerdem wurde denen, die noch etwas hatten an Wäsche, alles abgenommen, was über ein Stück hinausging. Die Rauchwaren wurden ebenfalls einkassiert, dazu alles Essbare, so auch der Rest der Konserven, die einzelne Kameraden hatten. Dar auf- wurden wir in die verschiedenen Räume nach Altersgruppen eingeteilt.

Ich kam mit noch älteren Kameraden in einen Raum, insgesamt 208 Mann. Jeder andere Raum vom Keller bis zur Dachluke war ähnlich stark belegt. In der Kaserne waren bereits eine Anzahl Kameraden, die schon im September 1944 in die Gefangenschaft geraten waren. Sie waren sehr deprimiert und erzählten uns, dass sie schon sehr schlimme Leidenstage erlebt hätten. Zu unserem Trost sagten sie jedoch, dass die Behandlung seit kurzem besser geworden sei.

In den Räumen lagen Strohsäcke mit alten, kurzen Strohresten, oder es lag überhaupt nur etwas Stroh auf dem Boden. Natürlich setzte gleich ein großes Rennen nach dem Liegeplatz ein, den aber trotzdem viele nicht finden konnten, denn es waren zu viele Menschen für die kleinen Räume. Das führte dazu, dass alles kreuz und quer zu liegen kam, Kopf an Kopf oder Kopf neben Füßen, vier Mann auf zwei Strohsäcken. Trotzdem waren wir für den Augenblick recht froh, dass wir uns endlich einmal abliegen konnten und dass die fürchterliche Reise zu Ende war.

Nachdem mir mein Taschenmesser in Offenburg gestohlen wurde, war ich froh, dass ich mir hier von einem Kameraden ein anderes kaufen konnte. Dieses konnte ich auch in Langres wieder durchbringen, indem ich es vor der Durchsuchung schnell einem Kameraden zusteckte, der vor unserer Ankunft bereits in Langres war und mir das Messer später wieder gab. Außer meinem Geld, das immer noch im Rockfutter schlummerte, hatte ich nicht mehr viel zu verlieren.

Jeden Tag war auf dem Hof Appell. Dazu musste alles antreten und stubenweise wurde die Richtigkeit der Zahlen festgestellt. Erst wenn alles stimmte, was meist sehr lange Zeit in Anspruch nahm, durfte wieder weggetreten werden. Wir wurden noch zwei Mal in andere Stuben verlegt, nachdem die Einteilung nach Altersgruppen und nach verwandten Berufen erfolgt war. Ich kam zu älteren Jahrgängen, zuerst auf Stube 7, dann auf 13, aber überall war das gleiche Bild. Immer waren es zu viele Menschen in den Räumen.

In Stube 13 lagen die Kameraden Fischler, Fischle, Sick, Söhner und Schlenk. Diese waren alle Arbeitskameraden von der „Rhodiaceta“. Obermeister Fischler, der bereits im Ersten Weltkrieg in französischer Kriegsgefangenschaft war, erzählte von seinen damaligen Erlebnissen. Er war immer sehr pessimistisch und prophezeite nichts Gutes, besonders wenn Kamerad Sick und ich zuversichtlich und voll Hoffnung sprachen. Er sah alles schwarz und hatte von der .langen Fahrt her (ich führe es auf die gegessenen Bohnenkonserven und den Wassermangel zurück) einen schlechten Stuhlgang. Wie er mir später sagte, hatte er eine ganze Woche lang Verstopfung, was ihn sehr quälte. Er und Zischle hatten sich wohl auch erkältet, denn sie husteten oft. Alle sahen wir sehr schlecht aus. All dies mag auch der Grund zu seinem Pessimismus gewesen sein.

Zu essen gab es wenig, des Morgens als Kaffee eine dünne Brühe, in der man eine Zeitung gut hätte lesen können. Nach Kaffee schmeckte diese Brühe überhaupt nicht, aber sie war wenigstens warm. Mittags gab es eine dünne Suppe mit etwas Kartoffeln und Lauch darin. Manchmal waren auch einige Krautblätter herauszufinden, dazu gab es 150 g Weißbrot. Abends gab es drei bis vier Pellkartoffeln und 100 g Brot. Jeden Tag wechselte das Essen in drei Gruppen. Die Stube, die morgens Kaffee hatte, erhielt ihn am Abend oder am Mittag ebenfalls. So wechselten auch die Suppe und die Pellkartoffeln ab. Wenn das Essen auch wenig und schlecht war, so warteten wir doch an jedem Tag auf die Ausgabe. Ebenso gierig wurde es von uns gegessen.

Auf dem Hof und in den Stuben war niemand sicher, der noch etwas Brauchbares hatte. Auf gute Schnürschuhe war die Wachmannschaft besonders scharf. Sie mussten auf der Stelle ausgezogen werden. Die Betroffenen erhielten dafür alte Schuhe oder Holzschuhe. Auch Brieftaschen und andere Dinge wurden im Lager noch vielen Kameraden abgenommen. Auf dem Hof durften wir uns tagsüber aufhalten. Da der Platz voller schmutziger Feuchtigkeit war und ein großer Gestank von den provisorischen Aborten kam, war der Aufenthalt hier aber auch nicht angenehm. Vor morgens 5 Uhr und abends nach 9 Uhr durfte kein Gefangener sich mehr auf dem Hofe sehen lassen. Auch zu den Aborten im Hof durfte er nicht gehen, da sonst, wie uns gesagt wurde, auf ihn geschossen würde.

Ich hörte, dass vor unserem Eintreffen in Langres auf diese Weise einige Kameraden erschossen wurden. Auch nachdem ich nach auswärts auf ein Arbeitskommando kam. Soll ein Gefangener auf dem Hof erschossen worden sein. Auf den Stuben war ein fürchterlicher Staub, weil in den Strohsäcken nur ganz kurzes, altes Stroh war. Wenn ein Sonnenstrahl durch das Fenster in den Raum kam, konnte man ganze Staubwolken sehen. Die im dunklen Keller untergebracht waren, hatten es darin noch schlimmer. Vor die Türen war bei jedem Raum ein Eimer gestellt, in den die Notdurft des Nachts verrichtet werden musste; die Eimer mussten dann Morgens in die Aborte geleert werden. Dies war jedoch ein großer Jammer und eine Schande für einen Kulturstaat. Weil der Eimer für die vielen Menschen zu klein war, lief er meistens über. Vor unserer Tür tropfte es des Nachts vom Stockwerk über uns herunter.

Arbeitskommandos wurden nach und nach zusammengestellt durch den deutschen Lagerfeldwebel Sudmann, der ein sehr strenges Regime führte und der unter allen Gefangenen verhasst war, hat er

sich doch nicht gescheut, einige Kameraden zu schlagen. Einmal ließ er einen Gefangenen, der beim Appell seinen Namensruf überhörte, auf dem schmutzigen Boden hinlegen. Doch das war gerade der richtige Mann für die französische Lagerführung. So ging es weiter bis zum 7. Mai 1945.

Nachdem wir uns von der harten Reise einigermaßen ausgeruht hatten, sprach ich noch morgens zu Kamerad Sick: „Es wird Zeit, dass wir mit einem Arbeitskommando aus dem Lager heraus kommen.“ Die Kameraden Fischler und Fischle hatten sich krank gemeldet. Kurz vor Mittag brachte ich beide ins Gefangenenrevier und versprach, öfters nach ihnen zu sehen. Anschließend reinigte ich einen Strohsack, den ich benützen wollte, da ich keinen eigenen hatte. Die Sonne warf einen Strahl durch das Fenster, so dass man die Staubwolke gut sah. Ein Kamerad in der Nachbarschaft beschwerte sich. Ich nahm nun die Decke von Kamerad Fischler, die er mir vor seiner Einlieferung ins Revier freundlicherweise überlassen hat und entstaubte sie auf dem Hof.

Gerade war ich im Begriff, wieder auf die Stube zu gehen, als ich den Lagerfeldwebel rufen hörte: „15 Mann zu einem Arbeitskommando werden gesucht“. Da überlegte ich nicht lange und trat in die Reihe der bereits Angetretenen. Als ich mich umdrehte, stand Kamerad Sick ebenfalls schon da. Er war ebenfalls zufällig auf dem Hof und hatte sich schon nach mir umgesehen. Auch Kamerad Söhner von der „Rhodiaceta“ kam noch als letzter hinzu.

Das ging alles sehr schnell. Wir hatten Glück und wurden alle drei zu den 15 Mann eingeteilt. Die Decke, die ich unter dem Arm trug, musste ich gleich abgeben. Wir wurden namentlich notiert und bekamen den Auftrag, uns sofort fertig zu machen und in zehn Minuten auf dem Hof wieder anzutreten. Das war nicht schwer auszuführen, und trotzdem hatten wir nur noch so viel Zeit, um uns von Kamerad Schlenker zu verabschieden. Vor dem Kasernentor stand ein offenes Auto mit Verdeck. Wir mussten aufsteigen und schon brummte der Motor und wir fuhren ab. Ein alter Zivilist bewachte uns mit einer Jagdflinte. Es stellte sich dann heraus, dass er unser Bewacher bei Tag und bei Nacht wurde.

Wir merkten, dass wir nach Westen fuhren, hatten jedoch keine Ahnung, wo das Ziel des Wegs war. Wir fuhren an Chacmont und dem zerstörten Viadukt vorüber und fanden unser Ziel um die Mittagszeit in Chateauvillain. Das ist ein kleines Städtchen von 1300 Einwohnern. Es liegt ca. 50 km westlich von Langres und ca. 60 km östlich von Paris. Auf dem Kirchplatz wurde gehalten. Aus einem Hause wurden zwei Töpfe und eine Schüssel gebracht, auch zwei Ringe Weißbrot. Alles wurde auf unseren Wagen verladen. Der eine Topf war voller Suppe, der andere voller Kartoffelschnitze und in der Schüssel war Schwartenmagen in Portionen aufgeteilt.

Vom Wachmann wurde uns angedeutet, dass dieses Essen für uns sei. Da waren wir alle sehr freudig und fühlten uns glücklich, denn an eine solche Menge Essen waren wir lange nicht gewohnt. Wir fuhren weiter durch das Städtchen und gelangten außerhalb des Ortes an eine Fabrik mit einigen hohen Gebäuden. Diese Fabrik sollte unser künftiger Aufenthalts- und Arbeitsplatz werden. Wir erhielten in einer Backsteinbaracke unsere Unterkunft zugeteilt, jeder erhielt eine Holzbettstatt mit einem Strohsack und zwei alten Decken zugewiesen.

Nun ging es ans Essen. Von dem, was wir mitbekamen, erhielt jeder fast zwei Teller Suppe und ein großer Teller Kartoffel mit Schwartemagen, dazu in richtigen Tellern. Gegenüber dem Lager war das ein großes Essen, und wir beglückwünschten uns zu der Wandlung unseres Geschicks.

Am Nachmittag mussten wir dafür gleich arbeiten. Von nun an erhielten wir jeden Tag gleiches Essen aus einer finsternen Wirtsküche, das immer abwechslungsweise von vier Mann mit Wächter abgeholt werden musste. Morgens gab es dünnen schwarzen Kaffee, mittags einen Topf gekochte Kartoffel und ein Topf Kartoffelsuppe, manchmal dabei ein Stück Lungenfleisch, ein Hering oder selten ein Stück Fleisch. Außerdem pro Tag 350 Gramm Weißbrot. Wenn auch kaum Fett an das Essen gegeben wurde, so haben wir es doch immer heißhungrig verzehrt. Wir ahnten damals noch nicht, dass wir dieses gleiche Essen mit ganz seltener Abwechslung viele Wochen, Monate, ja über ein Jahr hinaus zugeteilt erhalten sollten. Die Arbeit war schwer und erforderte unsere ganze Kraft. Da sie für die meisten Kameraden ungewohnt und die Arbeitsbedingungen nicht günstig waren, wurde sie zu Anfang besonders schwer empfunden, zumal uns der lothringische Vorarbeiter Maier immer antrieb.

Der Betrieb war eine neuzeitliche und von Deutschen gebaute Anlage, die jedoch infolge militärischer Einwirkung außer Betrieb war. In dem Betrieb sollten Sprit für Autos, Holzkohle, Teerprodukte und sonstige chemische Produkte hergestellt werden. Der Rohstoff war Holz, das von deutschen Kriegsgefangenen in Buschwäldern abgeholzt wurde und das wir von dort in Lastwagen holen mussten. Da die Anlage für lange Zeit noch nicht betriebsfähig war, wurde das Holz vorerst für Holzgeneratoren geschnitten und gespalten und zum Versand gebracht.

Als wir kamen, lag der ganze Lagerplatz von 150 auf 150 m Größe voller Holz. Alles Meter-Stücke in hohen Stapeln wild durcheinander geworfen. Es war fingerdick und ging bis zur Stärke eines mittleren Baumstammes. Unsere Hauptarbeit war das Sortieren, Aufladen auf schwere Rollkarren, die je 2 Ster fassten, Anfahren in die Fabrikanlagen über viele Drehscheiben, Zersägen in kurze Stücke von ca. 6 cm für die Holzgeneratoren oder mittels einer elektrische Spaltmaschine zerkleinern. Dabei wurde immer ein ganzer Arm voll Holz gleichzeitig in die Maschine hinein getrieben, die dann das zerkleinerte Holz mit Getöse und Wucht ca. 10 m nach rückwärts schleuderte. Es konnte dabei vorkommen, dass das Holz von der Maschine zu zurück gestoßen und dem Bedienenden an die Brust geworfen wurde.

Diese gefährliche Arbeit musste lange Zeit ich leisten zusammen mit einem Kameraden namens Beerstecher, der zu Hause zehn Kinder hatte und trotzdem in der Gefangenschaft sein musste. Die Arbeit machte auch Spass, wenn wir Wagen voll dickem Holz zerhacken musste, das einzeln in die Maschine gestoßen werden musste. Das machte einen solchen Krach, dass man schreien konnte, ohne dass der daneben Stehende etwas verstanden hätte. Wir leisteten Akkordarbeit in der Weise und mit der Absicht, dass die Maschine heiß wurde und versagte oder der Aufseher einspringen musste.



Das zerhackte Holz wurde dann über ein Förderband in Waggons verladen. Besonders schwere Arbeiten war das Umgehen mit Erde und Steine, das Fortbewegen mit Schubkarren oder Rollwagen, das Herbeiholen von Kies und Sand für einen Neubau, das Ausladen und Fortbewegen von Backsteinen und schweren Eisenkonstruktionsteilen sowie das Rangieren von leeren und vollen Eisenbahnwagen auf den Gleisanlagen etc. Unser nach der Gefangennahme zusammengeschrumpfter Magen war wieder gesund und aufnahmefähig, so dass das uns zuerst reichlich erscheinende Essen nicht mehr ausreichte, insbesondere weil es kaum Fett enthielt. Durch die strenge Arbeit bedingt hatten wir Immer einen riesigen Appetit, und wir ging fast immer hungrig vom Tisch und warteten sehnsüchtig auf das Essen.

Die Portionen an Fleisch, Wurst oder Käse waren klein und bestanden aus dem Geringsten, was beim Metzger aufzutreiben war. Durchschnittlich ein Mal wöchentlich erhielten wir Fleisch, sonst meist Lunge oder Schwartemagen. Immerhin hatten wir darin am wenigsten Anlass zur Klage, da die Fleisch- und Käsezuteilung für die Gefangenen im Allgemeinen äußerst knapp war. Ich erinnere mich immer wieder gern an das freudige und sehnsüchtige Warten kurz vor dem Essen, und ich wünsche es jedem Menschen und mir selbst, dass diese Essenvorstimmung das ganze Leben gleich bleiben möge.

Satt waren wir kaum einen Tag und wenn wir vom Tisch aufstanden, dann frug man sich, ob denn nicht noch mal was zu essen komme. Dieser Umstand hatte zur Folge, dass einzelne Kameraden die Brotration, die mittags ausgegeben wurde und bis zum nächsten Tag reichen sollte, gleich nach dem Essen verzehrten. Unsere drei bayrischen Kameraden Reisch, Ruckerl und Beez waren darin führend. Besonders über Gottfried Reisch haben wir uns trotz unserer traurigen Situation oft köstlich ergötzt. Er hatte das Aussehen eines asiatischen Buddhisten und trug eine Brille mit ganz dicken Gläsern, ohne die er fast nichts sehen konnte. Seine Sehschwäche hatte er von Geburt, er war zwei Mal am Star operiert. Nach dem Brotempfang saßen sie sich auf ihren Betten gegenüber und fingen an, es aufzuessen. Geredet wurde dabei kein Wort. Nur die Gebärden sprachen. Reisch saß etwas vornüber gebeugt da und stierte unverwandt auf das Brot, das er in der einen Hand hielt, alles um sich herum vergessend. Während er seine Zermalmungswerkzeuge in Gang setzte, drehte er das Brot fortwährend zwischen den Fingern um die Achse, so als wollte er die günstigste Angriffsposition ermitteln. Plötzlich, während noch ein Bissen des Hals hinunter rutschte, stieß er zu und riss ein weiteres Stück ab. Gleich darauf ging das Drehen und Beobachten des Restes weiter, bis er auf diese Weise alles aufgezehrt hatte. Seine Gesichtszüge, die zu Beginn des Kauens etwas freudig Erregtes an sich hatten, wurden immer grimmiger, je kleiner das Brot wurde und zuletzt, wenn alles aufgezehrt war, kam höchstens noch ein echt bayrischer Kraftausdruck über seine Lippen. Dann legte er sich auf den Rücken, bis die Sirene den Arbeitsbeginn ansagte.

Die meisten, auch ich versuchten, das Brot für einen Tag einzuteilen, aber es war nichts schwerer als das. Einmal hatte ich sogar eine ganze Tagesration als Rücklage bis zur neuen Brotausgabe herausgewirtschaftet. Das war ein Gefühl. Aber dann ging es mir wie dem Gottfried, ich aß es ratzebutz auf und habe dabei ohne Erfolg ausprobiert, ob man dann satt ist. Die Vorgänge bei der

Brotausgabe waren charakteristisch für unsere Ernährungslage. Jeden Tag war ein anderer an der Reihe, die Brotlaibe auf das uns zustehende Quantum zu zerkleinern und abzuwiegen. Wir hatten eine primitive Waage gebastelt, die an einer Schnur frei aufgehängt wurde. War alles auf das Gramm genau abgestimmt und die Portionen zusammen auf dem Tisch gelegt, dann kam das Kommando „Fertig“, und wie die Geier stießen alle ihre Hände vor, um sich ein möglichst günstiges Stück zu erhaschen. Die Endstücke hatten den Vorzug, weil sie etwas größer schienen. Immer stießen mehrere Hände über einem solchen Stück zusammen.

Das Essen war oft sehr schlecht. Es wurde lieblos und ohne Sorgfalt zubereitet. Ja, es verging nicht ein Tag, an dem nicht etwas auszusetzen gewesen wäre. Nicht gar gekocht, ohne Salz oder versalzen. So lange es Kartoffel gab, erhielten wir nur Kartoffel, waren sie ausgegangen, dann erhielten wir nur gelbe Rüben, zwischendrin einmal viele Wochen Sojabohnensuppe, bis sie niemand mehr riechen konnte. Gemüse gab es überhaupt nie. Wir kamen dadurch mehr und mehr von Kräften und waren gezwungen, uns irgendwie selbst zu helfen. Nach und nach war unser Kommando auf 42 Mann erhöht worden.

Einige gingen in Abständen flüchten und suchten den Weg in die Heimat. Nur zwei Kameraden ist dies geglückt, die übrigen wurden irgendwo gefasst und kamen in das Lager nach Langres zurück, wo die Zustände noch schlimmer waren als draußen auf dem Arbeitskommando. Unser Fabrikgelände war von einem hohen Drahtgitter umzäunt. Eines Tages machten wir uns unten am Boden ein geheimes Loch, und schon hatten wir einen Weg in die Freiheit bzw. zu den umliegenden Feldern. Das erste, was wir in einer Nacht hereinholten, waren Dickrübenblätter, die wir von den Rüben abblättern. Daraus wurde das des Nachts ein dünner Spinatbrei gekocht, den wir aßen. Er schmeckte auch ohne Salz vorzüglich, denn unser Vitaminhunger war ganz groß. Den Rest haben wir am nächsten Tag unter die Kartoffeln gemischt. Das wiederholten wir mehrere Male. Später fanden wir irgendwo Gelbe Rüben, Erbsen und einiges andere noch.

Wenn ab und zu mal eine Klage der Bauern über das Büro und unseren Aufpasser an uns gelangte, wussten wir von nichts. Unser alter Wächter wohnte in einer Baracke nebenan. Er war im Grunde genommen ein gutmütiger Mensch, der des Nachts auch Schlaf hatte. Wir hätten Pferde stehlen können, ohne dass er das gemerkt hätte.

Im Herbst gingen wir ab und zu auf Kartoffelraub. Damit wir nicht allzu sehr in Verdacht kamen, verschonten wir den am nächsten liegenden Acker und holten sie von weiter her. Jeder von uns hatte mal da, mal dort ein kleines Lager an Kartoffeln oder Gelbe Rüben im Boden oder in einem Haufen Sägemehl. Doch dieser kleine Vorrat war bald verbraucht. Die Kartoffeln schnitten wir in Scheiben und legten sie auf das Ofenrohr, das in waagrecht Lage halb durch unsere Baracke ging. Die auf diese Weise gebratenen Kartoffelscheiben schmeckten ausgezeichnet.

Der erste Winter war ernährungsmäßig schlimm. Wir hatten nichts mehr zuzusetzen. Auch froren wir oft, denn wir mussten bei jedem Wetter viel im Freien arbeiten. Inzwischen erhielten wir auch die

ersten Rauchwaren zugeteilt, die wir ungefähr ab Herbst 1945 monatlich in Empfang nehmen konnten. Da gab es wieder eine Möglichkeit, sich zusätzlich etwas zu essen zu organisieren. Einige im Werk arbeitende Franzosen waren eifrige Raucher. Da das Rauchmaterial 1945 und 1946 in Frankreich noch sehr knapp war, konnten einige bei diesen Leuten insgeheim Zigaretten gegen Weizenkörner tauschen. Diese Möglichkeit hatten wir allerdings nur hin und wieder. Ich jedenfalls habe mir mehrere Teller Suppe von den zerquetschten Körnern herstellen können, ebenfalls mein Leidenskamerad Adolf Sick.

Auch das Frühjahr ging vorüber. Es war auch höchste Zeit, dass wir wieder Zusatz zu unserem primitivem Essen schaffen konnten. Wir hatten jetzt mehr Erfahrung und gingen wieder des Nachts auf die Felder und suchten uns das zusammen, was wir dringend brauchten. Wir hatten zwar strenge Anweisung seitens der Direktion, uns innerhalb des umgitterten Fabrikgeländes aufzuhalten. Ein Aufhalten außerhalb der Umzäunung würde als Desertion betrachtet. Doch was kümmerte uns das? Wir mussten raus.

In diesem Jahr kamen auch im Herbst die Äpfel dran. Es gab zwar nur wenige in der Umgegend, aber die schmeckten fein. Einmal trafen zwei Raubkolonnen unerwartet zusammen. Ich selbst schlich mit Kamerad Beerstecher bei stockfinsterner Nacht gerade um die Baracke herum dem Ausgangsloch zu. Da kam uns etwas entgegen gehuscht. Es stellte sich heraus, dass es die beiden unzertrennlichen Bayern Reich und Rücker waren, die vom Raub gerade zurückkehrten. Keiner wusste vom anderen etwas. Am nächsten Morgen sagte uns Gottfried Reich, wir hätten Glück gehabt, er habe schon seinen Prügel erhoben, bevor er uns erkannte.

Im Frühjahr 1946 kam mit anderen ein älterer Kamerad zu uns auf das Arbeitskommando. Er war krank im Magen und hatte die Gelbsucht, auch war er halb verhungert. Er tat mir leid, und da es ein Landsmann von mir aus dem Neckartal war, gab ich ihm meinen beim Kaffee ersparten Zucker. Er zeigte sich dankbar, und da wir viel zusammen arbeiteten, freundeten wir uns etwas an. Er ging dann bei der Äpfelreife spät abends allein auf die Pirsche. Ich lieh ihm dazu meinen selbst konstruierten Rucksack aus.

Da der Mann lange nicht zurückkehrte, wurden wir anderen unruhig. Ich war lange im Freien und horchte, ob ich nichts von ihm zu hören bekäme, doch umsonst. Nachdem er die ganze Nacht nicht mehr zurückkehrte, musste etwas mit ihm passiert sein. Erst am folgenden Nachmittage kam französische Gendarmerie in unsere Baracke und suchte an seinem Schlafplatz seine Habseligkeiten zusammen, und nach 24 Stunden erfuhren wir vom Wachmann, dass der Mann beim Äpfelstehlen in der Nacht vom einem mit Gewehr bewaffneten Feldhüter festgenommen wurde. Er kam direkt in das Lager nach Langres zurück und gleich in Arrest.

Als ich zu Anfang des folgenden Jahres in das Lager zurückkam, hörte ich, dass er immer noch im Gefängnis war. Es fiel mir nicht besonders schwer, durch Bestechung eines Kameraden, der im Gefängnis Dienst tun musste, einen Brief und Zigaretten zu ihm hineinzuschmuggeln. Bald darauf

wurde er aus dem Gefängnis entlassen. Er versprach mir hoch und heilig, nach seiner Heimkehr an meine Familie ein Säckchen Erbsen zu schicken. Er hatte eine große Landwirtschaft und säte die Erbsen ackerweise aus. Doch aus den Augen aus dem Sinn- nachdem er bald krankheitshalber in die Heimat entlassen wurde, hörte ich nichts mehr von ihm.

Der zweite Winter war ganz besonders streng. Wir durften bei der Arbeit im Freien als mal ein Feuerchen machen, an dem wir von Zeit zu Zeit unsere Hände wärmen konnten. Es kam auch die Zeit, dass man sich mal krank melden konnte. Vorher war das eine gewagte Sache. Man reagierte darauf bei der Direktion damit, dass dem Betreffenden für einen Tag die Portion entzogen wurde. Doch jetzt kam hin und wieder ein älterer Zivilarzt auf unser Kommando und erkundigte sich nach dem Befinden der Gefangenen. Auch gegen Januar/Februar 1947 war er wieder einmal da.

Es kam mir plötzlich der Gedanke, es auch einmal bei ihm zu versuchen. Ich sagte ihm, im Rücken und an der Schulter würde es mich furchtbar schmerzen. Es war zwar gelogen, aber ich wollte versuchen, vom Arbeitskommando wegzukommen. Er untersuchte mich in sehr freundlicher Weise und sagte auf Deutsch: „Nicht wahr, Sie möchten gerne heim.“ Ich bejahte das, und nachdem er nach meinem Alter gefragt hatte, schrieb er ein Attest, dass ich ins Lager nach Langres zurückgebracht werden sollte. Er sagte, noch mehr könne er nicht für mich tun, und in Langres hätte ich eher die Möglichkeit entlassen zu werden als hier.

Ich bedankte mich, da ging die Tür auf und herein kam unser lieber Adolf Sick. Er war an einem anderen Arbeitsplatz und hörte, dass ich zum Arzt gegangen sei. Flugs fiel ihm ein, dass er auch krank sei - und auch ihn hat der gute Onkel Doktor als krank zurück in das Lager geschrieben. Wir waren glücklich. Schon am anderen Morgen fuhren wir in Begleitung des Wachmannes mit dem Rücken dem Büro zugekehrt durch das Fabriktor. Der Lastwagen brachte uns bald nach Langres, und ein paar Tage später wurden wir zusammen mit anderen von einem Arzt untersucht. Es war ein Jude.

Bei Adolf Sick stellte es sich heraus, dass er einen sehr hohen Blutdruck hatte. Er war reif für die Heimat. Bei mir konnte er dies nicht feststellen, und so wurde ich dazu verdonnert, weiter im Lager zu bleiben. Ich kam vom Regen in die Traufe. Adolf Sick ist in die Heimat abgefahren. Es war ein rührender Abschied, hatten wir doch von Anfang an bis zuletzt alles zusammen miteinander erlebt.

Ich drängte mich nunmehr dazu, in die Reihe der Küchenhelfer aufgenommen zu werden. Wir mussten Zentnersäcke aus dem Keller eine hohe Leiter hinauf tragen, Kartoffel schälen, Gemüse sortieren etc. Es hatte zur Folge, dass ich meistens einen Extraschlag in mein Geschirr bekam. Das war auch nach der Kur in Chateaufvillain dringend nötig. Da die schwere Arbeit fort fiel und das Essen im Lager jetzt auch nicht mehr schlechter war als draußen beim Arbeitskommando, ging es mir bald wieder etwas besser. Auch konnten wir ab und zu für Zigaretten Brot eintauschen. Mancher Gefangene brachte vom Städtchen, in dem sie irgendwo arbeiten mussten, etwas mit herein. Auch konnte ich über einen Teil des Gefangenenoldes verfügen und in der Lagerkantine einiges geringwertiges „Zeug“ kaufen.

So ging es noch ein Viertel Jahr weiter. Es hatte sich herumgesprochen, dass sich die Amerikaner darüber beklagten, dass die Franzosen zuwenig Gefangene entlassen. Eines Tages wurden alle, die schon einmal zurückgestellt waren, zusammen nochmals vor eine Arztkommission beordert. Diesmal ging es schnell. Ohne Untersuchung hieß es bei fast allen nach Ansehen: „Oui " Das hieß: ab in die Heimat. Nur bei wenigen Jüngeren, die gut und kräftig aussahen und wohl in der Landwirtschaft beschäftigt waren, hieß es: „Non", also zurückbleiben. Nach ein paar Tagen kam ich mit vielen anderen, nachdem wir nochmals durch die Filzmaschinerie geschleust waren, über das Zwischenlager Saaralb und über das Entlassungslager Tuttlingen nach Hause.

Wenn ich auch kein zu Hause mehr hatte, so war mir doch die Möglichkeit gegeben, wieder von ganz vorn anzufangen. Doch darüber möchte ich in diesen Erinnerungen nichts schreiben. Dafür will ich noch einige der vielen Anekdoten, die ich in der Gefangenschaft mit erlebt habe ,hier niederschreiben.

Vorher noch einige Gedanken an meine Kameraden. Ich denke gerne an all die vielen zurück, mit denen mich das gleiche Schicksal zusammenführte, an die Streiche, die wir ausführten, an unser Aufbegehren und das Abwenden der Tücken, die auf uns einstürzten, mit allen Mitteln, die uns gegeben waren und die wir kennen lernten, um nicht den gleichen Weg zu gehen wie viele hundert Kameraden, die drüben auf dem Friedhof bei L a n g r e s liegen, Reihe an Reihe nebeneinander und denen es nicht vergönnt war, die Heimat und ihre Lieben wieder zusehen. An sie besonders denke ich in dieser Stunde und ihnen gilt mein Gruß.

### **Anekdoten**

Dass wir bei der schweren Arbeit im Freien und an der Sonne immer einen großen Durst hatten, ist wohl verständlich. Außer dem Morgenkaffee erhielten wir nichts zu trinken. Während zwei Jahren haben wir nicht ein einziges Glas Bier getrunken. Um nicht nur auf Wasser angewiesen zu sein, nutzten wir einen Zufall aus. Wir fanden im Fabrikgelände wilden Pfefferminz stehen. Den holten wir und brühten uns mit heißem Wasser einen Pfefferminztee an. Kalt schmeckte er gut und löschte den Durst. Das gleiche wilde Gewächs fanden wir beim Essen holen am Straßenrand stehen. Ein rascher Seitensprung und eine Hand voll hatten wir geerntet.

Adolf Sick war der Entdecker dieser Wunderpflanze. Er hatte ständig solch ein Teechen im Vorrat. Natürlich war die Bezugsquelle einmal erschöpft. Adolf und ich schlupften am Sonntag in der Frühe durch unser Ausflugsloch und gingen auf neue Entdeckungsfahrt. Dabei fanden wir an einem Wassergraben genügend Melisse und in einem Steinbruch schöne Walderdbeeren. Da wir keine guten Schuhe zur Verfügung hatten und diese weiß Gott wie lange schonen mussten, erhielt jeder von der Firma ein Paar holländische Holzschuhe zugeteilt, die wir ständig trugen, auch zum Essen holen. Wenn die vier Essenholer bei der Holzschuhparade im Städtchen über das Steinpflaster liefen, da gab es zur allgemeinen Belustigung immer ein großes Geklapper.

Kamerad Gottfried R e i c h, von Beruf Bahnbeamter (sein Schwiegervater war Förster), spürte oft etwas Essbarem nach. Eines Tages entdeckte er auf einem hohen Pappelbaum an der Strasse vor der Fabrik ein Rabennest. Er beobachtete weiter das Zufliegend und brüten, und eines Tages sah er die jungen Rabenschnäbel zum Nest herausschauen. Er wusste auch genau Bescheid, wann die Jungen dick und feist waren. Eines Tages stieg er auf den hohen Baum und holte drei junge Raben herunter. Er tötete sie und machte sich einen Braten zurecht, von dem er behauptete, dass er ganz wunderbar geschmeckt habe. Uns anderen lief das Wasser im Munde zusammen.

Ein andermal war er großzügiger. Beim Holzholen im Wald fand er auf einer Holzbeuge ein kleines verkümmertes Wildschwein mit einer Drahtschlinge um den Hals. Es muss von einem Franzosen dort hingelegt worden sein. Das Tier war in die Schlinge gegangen und als Kenner behauptete Gottfried, es könne noch nicht lange gestorben sein. Kurz entschlossen schlachtete er am Abend das Schweinchen aus und versprach, jedem ein Stück zu schenken. Wir protestierten nicht, und nachdem es gebraten war, aßen wir es alle zusammen mit Wohlbehagen auf.

An einem Sonntag bekamen wir einen ganz besonders schönen Braten auf den Tisch. Wir wunderten uns über die Freigiebigkeit der Firma, von der wir solches nicht gewohnt waren und aßen das Fleisch mit großem Vergnügen. Unser Adolf Sick war wieder einmal vorlaut und sagte, einen solch guten Braten hätte er in der Gefangenschaft noch nicht gegessen. Wir andern rühmten auch den guten Geschmack und rästelten, ob es Schweine-, Schaf- oder Ochsenfleisch gewesen sei. Da krümmte sich auf einmal Kamerad Beerstecher. Er fletschte die Zähne und machte zu jedem mit einem - wau wau - die Gebärde des Beißens. Da ging uns langsam ein Licht auf. Kurz und gut, wir hatten einen Hund gegessen. Am nächsten Tag wurde uns dies vom Wachmann bestätigt. Aber er hat uns wirklich gut geschmeckt.

Ein andermal schenkte Beerstecher mir und Sick ein Schlegelchen von einem Igel, den er beim Holzaufladen gefunden und totgeschlagen hat. Das war eine ganz besondere Delikatesse. An Ostern 1946 bekam Adolf Sick von seiner Frau ein Päckchen in die Gefangenschaft geschickt. Er zeigte den Inhalt nicht. An Ostersonntag früh machten wir beide wieder eine verbotene Exkursion in den Wald. Wir saßen da und plötzlich blieben meine Augen erstarrend an etwas auf dem Boden hängen. Ich griff rasch zu und hatte ein Hühnerei in den Händen. So was gibt es doch nicht, sagte ich. Dabei sah Ich Adolf Sick an und gewahrte sein höhnisches Grinsen. Auch mir ging jetzt ein Licht auf. Ich merkte den Zusammenhang und fand heraus, dass Adolf mir eine Freude bereiten wollte, indem er mir eines der ihm von seiner Frau geschickten Eier schenkte. Meine Freude und die Freude von Adolf über das Gelingen seines Anschlags waren gleich groß.

Nach all diesen Geschenken musste ich mich ja schließlich auch einmal revanchieren. Nach einem Regentag ging ich abends am Bahndamm entlang und suchte Häuschenschnecken. Ich brachte schließlich eine ganze Büchse voll zusammen und freute mich schon auf die köstliche Speise, die ich daraus herstellen wollte. Endlich hatte ich einmal genug Fleisch und wunderte mich, warum ich vorher noch nicht diese Fundgrube entdeckt hatte. Als ich wieder in der Baracke war, machte ich in einem

großen Gefäß heißes Wasser und schüttete es über die Schnecken, dass es zischte. Als sie alle tot waren, holte ich sie mit einer Gabel aus den Häuschen und trennte das Hinterteil ab. Das war eine Schmiererei, doch ich tröstete mich mit dem Erfolg. Bis dahin hatte ich nach dem Hörensagen alles richtig gemacht. Alsdann wusch ich die Schnecken im neu zuggerichteten heißen Wasser, dann in kaltem, dann im warmen usf.

Über Nacht ließ ich die Schnecken im Wasser, und am andern Tag wusch ich sie wieder. Leider hatte ich kein Salz. Aber das macht nichts, Delikatesse bleibt Delikatesse. Am Abend wollte ich sie essen und spendieren. Ich kochte sie, da war wiederum so eine Schmiere, also nochmals in warmem Wasser gewaschen und dann auf den Teller. Es war so ein Matsch und sah aus wie Leberle. Die andern beobachteten mich alle so heimtückisch. Da nahm ich die erste Delikatesse in den Mund, um zu probieren. Es schmeckte nach nichts und war immer noch etwas schmierig - es fehlte halt doch das Salz. Ich nahm das zweite Stückchen, und während ich es zerkaute, überkam mich ein Grausen, das es mir unmöglich machte, weiter zu essen. Ich spuckte den Rest heimlich aus und wollte großzügig von meiner Götterspeise an meine Kameraden abgeben, damit sie auch einen Genuss hatten. Doch o weh, die hatten etwas gerochen. Alle ließen sie mich im Stich und wollten mein Geschenk nicht annehmen. Es folgte ein allgemeines Gelächter, und ich war geheilt von den berühmten Schnecken-Delikatessen.

Eines Tages kam neuer Zugang auf unser Arbeitskommando. Dabei war ein untersetzter stämmiger Mann. Er war noch kaum zu unserer Barackentür herein, als er uns selbstbewusst zurief: „Habt Ihr Hunde hier?“ Wir frugen zurück: „Warum?“ Darauf er: „Die werden geschlachtet“. Wir dachten Donner und Doria, der gibt aber an, und hatten heimliche Hoffnung, dass unsere Ernährungslage sich von jetzt an etwas bessern würde. Er hatte viel Zigeunermäßiges an sich, doch sind wir nie aus ihm klug geworden. Er hieß Daniel. Vom Hundeschlachten haben wir zwar nichts gemerkt. Dafür hat er uns alle nacheinander in die Geheimnisse des Korbflechtens eingeweiht. Sämtliche Kameraden hatten zuletzt ein kleines geflochtenes Köfferchen für die Heimreise. Auch ich bin mit einem solchen Wunderwerk später heimwärts gereist. Ich wünschte mich heute nochmals im damaligen Aufzug zu sehen.

Die zu dem Flechtwerk benutzten Haselnussstecken holten wir uns an Sonntagen, wenn unser Aufpasser in der Kirche war, aus dem nahen Wald. Die Rinde musste zuerst mit dem Messer abgeschabt werden. Dann wurde eine Schicht nach der anderen nach Einritzen mit dem Messer und Biegen des Steckens abgeschält. Es erforderte eine große Geschicklichkeit, die wir uns aber nach und nach aneigneten. Daniel und ich fabrizierten schließlich unter seiner Leitung in langer Arbeit einen großen Koffer für den Pförtner, der umziehen musste und diesen dazu nötig brauchte. Die Belohnung für uns war ein Dutzend Eier.

Hinter dem Fabrikgelände dehnte sich weithin eine Wiese aus. Auf dieser weideten bei Tag und Nacht viele Kühe und Rinder. Diese hatten es uns angetan. Immer wieder war die Rede davon, ob man nicht so ein Jungvieh einmal aus der Herde herausholen und schlachten könne. Dann hätten wir alle genug

Fleisch. Besonders Gottfried Reich und Daniel waren die eifrigsten Verfechter dieses Unternehmens .Doch gab es auch Einsichtige, die von der Aktion abrieten. Der vernünftige Standpunkt hat gesiegt. Was wäre aus uns allen geworden bei einer Verwirklichung dieses Gedankens? Unsere Gefangenschaft hätte sich bestimmt um zwei Jahre verlängert.

Manches, was im Zivilleben als verwerflich gegolten hat und bei Beurteilung des Charakters einfach unmöglich war, wurde hier mit einem anderen Gesicht betrachtet. Wir mussten manches Verbotene tun, um uns über Wasser zu halten. Wer das nicht fertig brachte, mit dem ging es leicht abwärts. Wenn er anfällig war und noch krank wurde, endete sein Weg auf dem Gefangenenfriedhof .Mehrere hundert Gräber zeugen davon. Diesen Friedhof wollte Ich einmal sehen.

Normalerweise wäre das nicht möglich gewesen. Ich beobachtete, dass jeden Morgen eine kleine Gruppe Gefangene nach dem Friedhof abkommandiert wurde, um dort die nötigen Arbeiten zu verrichten. Da war mein Entschluss gereift. Ich setzte mich mit dem Führer dieser Gruppe in Verbindung und nach Abgabe des üblichen Bestechungsgeldes (Zigaretten) wurde ich am nächsten morgen in diese Gruppe mit eingereiht. Unter Bewachung einiger Afrikaner ging es zur Kaserne hinaus. Auf dem Friedhof hatte ich freie Hand. Die Soldaten setzten sich irgendwo hin und ließen den Herrgott einen guten Mann sein. Ich konnte jedenfalls ungehindert durch die Reihen gehen. Dabei fand ich eine ganze Anzahl von Kameraden wieder, die ich kannte, darunter auch die Kameraden Fischler und Söhner von der „Rhodiaceta“ und einen Feldwebel, der auf der Stube in Langres links neben mir lag, rechts lag als nächster Nachbar Fischler. Wie sonderbar es doch manchmal zugeht. Wir hatten viel miteinander gesprochen. Hätte uns jemand gesagt, von euch dreien werden zwei einmal von dem dritten Kameraden auf dem Friedhof besucht, wie grausam wäre das gewesen.

Nun wieder zu etwas Heiterem. Morgens bevor wir zur Arbeit antreten mussten, wurden manchmal in der Asche des Ofens Kartoffel gebraten. Adolf Sick hatte sieben mittelgroße Kartoffel in die Asche gelegt und wollte sie kurz vor dem Antreten herausnehmen. Da traf ihn fast der Schlag: Aus den sieben großen waren sieben ganz kleine Kartoffelchen geworden. Des Rätsels Lösung war folgende: Ein anderer, als listig und tückisch bekannter Ostpreuße, hatte sich die sieben großen Kartoffeln herausgeholt und sieben kleine dafür in die Asche gelegt. Der Protest von Adolf nützte nichts - der andere sagte, er müsse sich täuschen, auf alle Fälle habe er seine sieben Kartoffeln noch.

Dieser Ostpreuße war auch verwegen. Nachdem unser Kommando auf 42 Mann angewachsen war, wurde von der Fabrikleitung ein älterer vom Militär abgegangener Major eingestellt, der unsere Arbeit zu beaufsichtigen hatte. Eines Tages kam es zwischen dem Major und dem Ostpreußen zu einer Auseinandersetzung, bei der schließlich der Major dem Gefangenen eine Ohrfelge gab. Da war der Preuße nicht faul, er lief davon, unserem Ausschlußfloch zu und auf der Strasse außerhalb der Umzäunung in Richtung nach dem Städtchen .Er kam außen nochmals am Major vorbei, als dieser seine Pistole zog und nach ihm zielte. Er rief auf Deutsch:„Bleiben Sie stehen! Bleiben Sie stehen!" Unser Preuße aber rannte weiter und rief zurück :„Nein ich bleibe nicht stehen, Herr Major" Dieser setzte dann sein Schiesseisen ab, ohne abzudrücken, sei es, dass er es sich anders überlegt hatte,



oder sei es, weil er durch das Drahtgitter hindurch nicht gut schießen konnte. Ich stand mit ein paar Kameraden daneben und bekam durch dieses Ereignis vor unserem Kameraden einen großen Respekt.

Über dem Bahngleis auf der Rückseite der Fabrik war im Sommer 1946 ein Rübenacker. Wir hatten durch Beobachtung herausgefunden, dass er gemischt mit Viehfutterrüben und mit Erdkohlraben angepflanzt war. Kohlraben eignen sich auch ganz gut zum Rohessen, dachten wir und mein lieber Adolf und ich machten uns abends, nachdem es ganz dunkel war, durch unseren hinteren Schlupfausgang auf den Weg nach dem Acker. Wir haben ganz schön geerntet ohne zu säen, und jeder kam mit einem großen Bündel (die Blätter waren noch daran) zurück in unsere Behausung. Da stellte sich zu unserem Erstaunen heraus, dass wir mit wenigen Ausnahmen Viehfutterrüben geerntet hatten. Doch auch diesen Schicksalsschlag haben wir mannhaft ertragen. Wir merkten bald, dass auch die Erdkohlraben kaum zu genießen waren.

Auf meiner Schneckensuche hatte ich in einiger Entfernung auch einige Kirschbäume am Bahndamm entdeckt. Die Kirschen waren jetzt reif. Ich lud die beiden bayrischen Kameraden Reich und Rücker ein, am frühen Abend, als man noch etwas sehen konnte, mit mir dahin einen Ausflug zu machen. Als wir ankamen, betrachteten wir sie zuerst von unten und stellten fest, dass sie wunderbar ausgereift waren. Die Kirschen luden uns ein, etwas näher zu kommen. Jeder bestieg einen Baum und tat sein möglichstes. Mit vollen Händen schoben wir die Kirschen in den Mund. Wie wir später feststellten, haben wir uns dabei ganz schön das Gesicht verschmiert. Als wir auf den Bäumen waren, sahen wir in der Nähe einen jungen Franzosen über das Feld laufen. Er arbeitete ebenfalls in dem Holzbetrieb und muss uns gesehen und erkannt haben. Inzwischen war es vollständig dunkel geworden. Jeder hatte noch zwei Gefäße, die wir mitgebracht hatten, gefüllt.

Wir stiegen herunter von den Bäumen und machten uns auf dem Rückweg. Als wir wieder auf dem Werkgelände waren, da trat uns im Dunkeln ein Mann entgegen. Schnell bückten wir uns und stellten unsere Gefäße auf den Boden, nachdem wir merkten, dass es unser Bewacher war. Er ließ eine furchtbare, nicht enden wollende Schimpfkanonade von sich, hatte eine Pistole gezogen und trieb uns der Baracke zu. Reich und ich waren als erste in der Baracke. Rücker drehte sich am Eingang nochmals um und grinste den Wachmann an. Da setzte ihm dieser die Pistole auf den Rücken und trieb ihn in die Baracke hinein. Rücker rief ihm noch zu: „Du Feigling, du bist ja zu feig zum schießen“. Der junge Franzose muss uns beim Wachmann verraten haben, sonst hätte dieser nicht gewusst, wo er uns im Dunkeln treffen würde. Der Vorgang hatte indes keine Folgen. Er war ergötzlich, und wir haben die mitgebrachten Kirschen in aller Ruhe aufgegessen.

Eine erfolgreiche und für mich sehr nützliche Sache habe ich allein ausgebrütet und durchgeführt. Sie hat mir sehr geholfen und war meiner Gesundheit förderlich. Im August 1946 sicherte ich mir einen leeren Zementsack aus dem Betrieb. Damit schlich ich mich spät am Abend durch das Ausschluflloch fort über die Strasse nach den Feldern. An einem Weizenacker angelangt, begann ich mit der Arbeit. Ich schnitt mit meinem Messer die Ähren ab und füllte damit den Sack. Er war schwer, als ich den

Rückweg antrat. Unter Beachtung aller Vorsicht gelangte ich wieder in unser Gelände und in die Baracke. Meine Kameraden staunten über meine geleistete Arbeit. Die Ähren habe ich sorgfältig in meinem Strohsack untergebracht, so dass man von außen nichts merkte. Sonntags oder wann die Luft rein war, nahm ich einen Teil heraus, legte die Ähren auf eine glatte Steinplatte und trommelte mit meinen Holzschuhen darauf herum, bis die Körner ausgedroschen waren. Wiederum bei geeigneter Gelegenheit und bei Wind warf ich handvollweise die Körner in die Höhe und trennte damit die Spreu vom Weizen. Dann begann die letzte Aussortierung mit der Hand. Die gewonnenen Körner habe ich dann mit einem runden Stein auf einem Stein zerquetscht. So habe ich mir eine wertvolle zusätzliche Nahrung verschafft. Vielmals konnte ich mir damit einen Teller Suppe kochen, die auch ohne Salz wunderbar schmeckte.

Beim Essenholen beobachtete ich einmal eine Sache, die so aussah, als könnte man einen Fachmann bei seinem Tun erkennen. Es war wieder mal der gerissene Ostpreuße, dessen Name mir nicht mehr einfällt. Das Essen war noch nicht ganz fertig, und wir mussten warten. Vier Mann standen außer dem Wachmann in dem Raum herum. Auf dem Küchenschrank lag ein Stollen Weißbrot. Da sah ich, wie der Preuße etwas rückwärts ging. Er lehnte sich unauffällig gegen den Küchenschrank, so als wollte er sich ausruhen. Seine Hände lagen auf dem Rücken. Da sah ich, wie sie arbeiteten. Er zog langsam einen durchsichtigen Kasten auf, in dem das Brot lag, nahm es vorsichtig heraus und verbarg es unter seinem Mantel. Sein Gesicht war ständig nach vorn gerichtet, auch bewegte er sich kaum. Auf dem Heimweg zeigte er uns heimlich seine Eroberung. Wenn ihn auch die Not dazu drängte, so war es doch ein gemeiner Diebstahl.

Eine Wittfrau war dazu beauftragt, in ihrem alten Hotel de famille, das jedoch mehr einer Räuberhöhle gleichsah und von Schmutz nur so strotzte, uns die tägliche Mahlzeit zuzubereiten. Ihr Mann war bei den Separatisten und wurde als Familienvater mehrerer Kinder von den Deutschen, andere Franzosen sagten, von Ukrainischen Kosaken erschossen. Dass sie auf uns deutsche Gefangene nicht gut zu sprechen war, ist wohl verständlich. Wenn sie uns auch nicht vergiftete, was wir manchmal befürchteten, so konnte sie es nicht unterlassen, uns immer etwas zu quälen, indem sie das Essen so zubereitete, dass wir keinen Spass daran hatten.

Kamerad Söhner, Kesselheizer in der „Rhodiaceta“, der vom Anfang an mit beim Arbeitskommando war, hatte auch stets Hunger und war den Anforderungen bei der Arbeit nicht recht gewachsen. Er hatte ein Beinleiden (Trombose), was ihn zur Arbeit nicht gerade ermutigte. Söhner konnte sich deshalb dem Aufseher Maier gegenüber, wenn der ihn zur schnelleren Arbeit antreiben wollte, manches herausnehmen, was diesen wiederum reizte und gegen Söhner aufbrachte. Als ihm bei einer solchen Auseinandersetzung Maier zurief: „Ich bringe dich doch noch zum Schwitzen!“, antwortete er schlagfertig: „Du nicht, ich höre kurz bevor ich anfangen zu Schwitzen auf zu arbeiten.“

Das Beinleiden von Söhner wurde schlimmer. Etwas Zusätzliches zum Essen war in den ersten Monaten nicht aufzutreiben. Sein Widerstand brach zusammen, so dass er bald in das Lager nach Langres zurückgebracht werden musste. Wir hörten lange nichts von ihm. Erst später sickerte durch, dass er ebenfalls in Langres gestorben sei»

Im Frühjahr und Sommer 1945 hatten wir schönsten Sonnenwetter, was bei unserer äußerst mangelhaften Bekleidung für uns von großem Nutzen war. Im Freien arbeiteten wir Gefangene meist ohne Hemd. Das einzige Hemd, das uns zur Verfügung stand, musste geschont werden. Trotzdem uns die Franzosen vor den gefährlichen Sonnenstrahlen warnten, gewöhnten wir uns daran, sodass sie uns mit der Zeit nicht mehr schadete. Wir waren alle im Gesicht und am Körper vollständig braun gebrannt.

Eines Tages wurden wir alle ins Städtchen zur Polizei geführt. Dort wurden wir daraufhin untersucht, ob wir nicht das SS- Zeichen unterm Arm trugen. Es traf jedoch bei keinem von uns zu; wir waren alle harmlose Landser. Einer nach dem andern musste einen Raum betreten, wo wir uns am Oberkörper frei machen mussten. Wir warteten dann auf der Treppe, bis alle untersucht waren.

Es gab Gelegenheit, sich im Polizeigebäude nach etwas Brauchbarem umzusehen. Ich fand im Speicher eine französische Fahne herumliegen. Das war etwas, was ich brauchen konnte. Ich wickelte sie unterm Rock um den Körper und trennte sie später in der Baracke in drei Teile: blau, weiß, rot. So hatte ich Stoff, um mein Hemd und meine Unterhose, die im Laufe der Zeit vollständig zerrissen waren, wieder auszubessern. Mit dutzenden Flickern habe ich sie zusammengenäht. Nach einem Jahr, als wir aus amerikanischen Beständen das erste Hemd erhielten, sah meine Unterwäsche aus wie ein Flecklehäs an Fastnacht. Alles war voller Flickern von verschiedenen Farben.

Im Sommer 1945 kam eines Tages Obermeister Ring, auch ein lothringischer Aufpasser, in unsere Baracke herein. Er hielt eine Zeitung in der Hand und fing an zu schimpfen. Er öffnete die Zeitung und schrie uns an: „Do schaut her, was d'Ditsche alles gmacht hawe!“ In der Zeitung war ein Haufen Menschenknochen abgebildet, die irgendwo ausgegraben worden sind. Wahrscheinlich hätten wir auch solchen Frevel mitbegangen usw. In der Nähe war ein Sägwerk. Er wies darauf hin und sagte, dort hätten die Deutschen auch Kinder zersägt. Das war zu viel, ich war entrüstet über solchen Verdacht und sagte ihm, das sei alles Lüge, kein deutscher Soldat würde so etwas tun. Ich fuhr fort: Im Ersten Weltkrieg habe man jahrelang auch eine solche Weltkriegshetze gegen Deutschland geführt. Damals hieß es, in Löwen in Belgien hätten deutsche Soldaten nach dem Einmarsch Kindern die Hände abgesägt. Erst nach dem Krieg war es möglich, sich dagegen zur Wehr zu setzen. Eine internationale Kommission ist der Sache nachgegangen und hat festgestellt, dass kein Funke Wahrheit an der Sache war.

Ich habe in ehrlicher Überzeugung gesprochen, wusste ich damals doch nichts von den Verbrechen, die von unserer Seite im Zweiten Weltkrieg begangen wurden. Ring wurde immer wütender. Er stürzte sich auf mich, drückte mich auf mein Bett nieder und würgte mich am Hals.

Von Kamerad Beerstecher habe ich bereits geschrieben, dass er zehn Kinder zu Hause hatte. Wie schwer es ihm fallen musste, die Gefangenschaft zu ertragen, lässt sich wohl denken. Als er nach langer Zeit noch keine Aussicht hatte, heim zu kommen, nahm er Zuflucht zu einem Gewaltakt, um

aus der Gefangenschaft entlassen zu werden. Er machte aus Tabak eine Brühe und schluckte sie herunter. Die Folge war, dass eine starke Störung des Herzens eintrat. Er wurde sehr blass und musste in das Lager nach Langres zurückgebracht werden. Das war wohl seine Absicht. Doch wie wir später hörten, musste er noch längere Zeit in Langres bleiben, bevor er entlassen wurde.

Auch unser Bayer-Gottfried wollte durch Anwendung eines Tricks aus der Gefangenschaft entlassen werden. Wie schon vermerkt, trug er eine sehr starke Brille mit dicken Gläsern, ohne die er kaum etwas sehen konnte. Eines Tages berieten wir uns, wie wir es anstellen wollten, dass seine Brille kaputt ginge. Wir arbeiteten zusammen in einer Halle, in der das kurz geschnittene Holz in die Höhe geschichtet werden musste. Der Stapel war gut 3 m hoch. Unten am Boden standen zwei Mann mit Gabeln und warfen das Holz hinauf auf eine Holzplatte. Auf dieser Holzplatte standen Gottfried und ich und schaufelten das Holz rückwärts noch weiter nach oben. Ich machte ihm den Vorschlag, die Holzplatte bis an den Rand des Stapels hinzuarbeiten und dann einen Unfall zu verursachen. Wie verabredet, so führten wir den Streich aus. Plötzlich rutschte die Holzplatte den steilen Stapel hinunter, uns kopfüber mitnehmend. Unten angekommen, riss Gottfried seine Brille vom Gesicht und schmetterte sie auf den Zementboden, sodass die Splitter herumflogen. Darauf trampelte er noch auf die Scherben, ohne etwas zu sehen. Es war aber nur ein Glas zersprungen, das zweite lag noch am Boden. Ich bückte mich rasch und steckte es in meine Tasche. Den Vorgang sah außer uns Beteiligten sonst niemand.

Durch den entstandenen Lärm herbeigerufen, kam der Oberaufseher Ring herbei und fragte, was denn hier los sei. Ich erklärte ihm den Unfall mit dem Herabrutschen der Holzplatte, auf der wir gestanden hatten. Wir beide seien mit heruntergekugelt, und Gottfried Reich sei dabei seine Brille zertrümmert. Gottfried tappte herum wie ein Blinder und griff nach der Wand, um sich zu orientieren. Er machte es schlimmer, als es in Wirklichkeit war. Ring sah das zertrümmerte Glas und das Brillengehäuse am Boden liegen. Da er mit dem Mann nichts mehr anfangen konnte, beauftragte er mich, ihn in die Baracke zu führen. So machten wir zwei uns auf den Weg, ein Blinder und sein Führer. Ring schaute uns nach und schüttelte den Kopf. Der Unfall war so meisterhaft ausgeführt, dass ihm kein Verdacht auf eine Fälschung kam.

Es wurde nun alles Mögliche versucht, für Gottfried Reich eine Ersatzbrille zu beschaffen, doch weder im Städtchen noch in Langres war eine solche Spezialbrille aufzutreiben. Nach einiger Zeit wurde einer der Strolche in die Heimat entlassen - und das war unser Gottfried Reich.

Meinem ersten Gang zum Friedhof in Langres folgte später noch ein zweiter und zwar zusammen mit Kamerad Valentin Lorz, dem Nachfolger von Kamerad K. Fischler als Obermeister im A-Bau der „Rhodiaceta“ in Freiburg. Eines Tages traf ich ihn auf dem Hof der Kaserne in Langres. Er war tags zuvor vom Arbeitskommando bei einem Bauern zurückgekommen. Wie er mir sagte, ist es ihm dort gut gegangen. Er hatte genug zu essen. Lorz hatte ein großes Stück Brot mit ins Lager gebracht, von dem er mir freiwillig gleich ein schönes Stück abgetreten hat. Auch er wollte gerne einmal auf den Friedhof gehen, um dort zu sehen, welche Bekannte er dort finden würde.

Kurz und gut, ich habe die gleiche Bestechungsmethode wie das erste Mal angewandt, und wir beide konnten mit dem Arbeitskommando zum Friedhof gehen. Dort angekommen, suchten wir die Gräber auf und machten Notizen. Kamerad Fischler war inzwischen an einen anderen Platz umgebettet worden. Ich machte nun vom ganzen Friedhof eine Skizze und zeichnete die Gräberreihen und die Wege ein. Auch die Kapelle, die Friedhofmauer und die Bäume hab ich mit aufgezeichnet. Die Kameraden, die wir kannten, vermerkte ich mit x und Namen auf der Zeichnung. Es war eine ganze Anzahl.

Bei meiner späteren Entlassung aus der Gefangenschaft konnte ich die Skizze trotz nochmaliger Filzung mit nach Hause durchschmuggeln. Ich hatte Gelegenheit, sie im technischen Büro meiner Firma, der „Rhodiaceta“ in Freiburg besser zeichnen und fotokopieren zu lassen, und es war mir eine große Freude, einigen Witwen meiner früheren Kameraden eine solche Friedhof-Skizze aushändigen zu können.

***Philipp Riedinger***